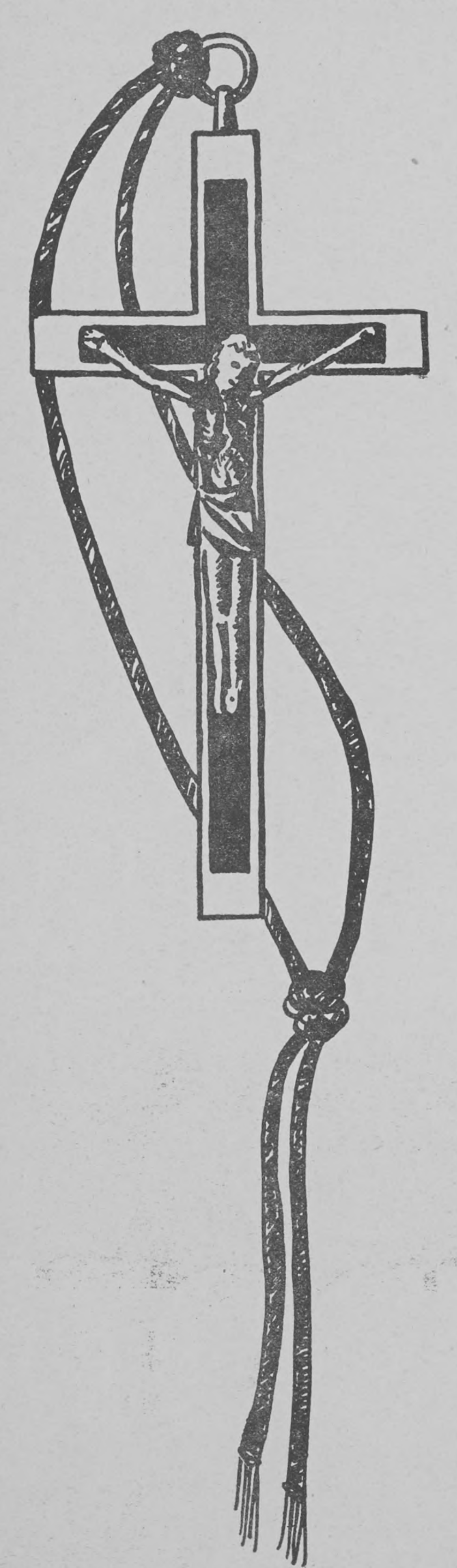
Juni 1949



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein



Die Genossenschaft der Oblatenmissionare von der Unbefleckten Empfängnis zählte im vorigen Jahre 5694 Mitglieder. Davon leben 1840 Oblatenmissionare in Canada allein. Die Leitung des Ordens liegt in den Händen des hochwürdigsten Herrn P. Generals Leo Deschatelets O.M.I. Sechs Generalassistenten stehen ihm helfend zur Seite. Da der Oblatenorden in allen Erdteilen der Welt arbeitet, wäre es einem Manne unmöglich, alle Oblaten zu kennen, zu besuchen, ihnen in ihren verschiedensten Missionsarbeiten mit Rat und Anweisung zur Seite zu stehen. Der hochwürdigste Pater General hat deswegen sechs Generalassistenten, die die Riesenarbeit der Verwaltung unseres Weltmissionsordens mit ihm teilen.

Welche Arbeit zu leisten ist, ersieht man aus den weitverbreiteten Arbeitsfeldern, die jedem der sechs Generalassistenten zuerteilt ist.

Erster Generalassistent: Pater A. Desnoyers O.M.I., ein Canadier. Ihm unterstehen die Oblaten Ostkanadas und der James Bay, die Oblaten Labradors und in Chili, von Manitoba, Alberta-Saskatchewan, der Johannes des Täufers-Provinz in den Vereinigten Staaten, die Oblaten der Insel Haiti, des Grouard und Keewatin Gebietes, der Hudson Bay und Basutolands in Afrika.

Zweiter Generalassistent: Pater Robert Becker O.M.I., Deutschland. Pater Becker besucht: Deutschland, Oesterreich, die Tschechoslowakei, Windhoek und Kimberley in Afrika, Pilcomayo in Südamerika.

Dritter Generalassistent: Pater M. O'Ryan aus Irland. Ihm unterstehen: England, Irland, Australien, die irländische Oblatenprovinz Canadas, Prince Rupert, die St. Heinrichs-Provinz der Vereinigten Staaten, Natal und Transvaal in Afrika.

Vierter Generalassistent: Pater Drago O.M.I., Italien. Ihm sind zuerteilt: Ostfrankreich, Polen, Holland, Spanien und Südamerika.

Fünfter Generalassistent: Pater J. Boekenfoehr O.M.I. — der unseren Lesern bekannte frühere Provinzialobere der St. Marienprovinz. Pater J. Boekenfoehr O.M.I. versieht: Die erste und zweite Oblatenprovinz der Vereinigten Staaten, Brasilien und Japan, die St. Marienprovinz von Regina, Whitehorse, Ceylon in Indien, und die Philippinen.

Sechster Generalassistent: Pater P. Peron O.M.I. Er besucht: Mittel und Nordfrankreich, Belgien, Mackenzie, im hohen Norden Canadas, Laos in Hinterindien, Ipamu und Garoua in Zentralafrika.

Gross und weit ist die Oblatenwelt. Zwei Erzbischöfe und 27 Bischöfe arbeiten zusammen mit 3601 Patres und 1121 Laienbrüdern in jedem Erdteile der Welt an der Bekehrung und Heiligung der Menschen. 943 Mitglieder unseres Ordens studieren in unseren Priesterseminaren und Universitäten.

Der Marianische Missionsverein steht unserem grossen Missionswerk helfend zur Seite. Durch Opfer und Gebet helfen die Mitglieder dem Oblatenorden neue Missionskräfte heranzuziehen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang — Juni 1949, North Battleford, Sask. — No. 9

Dies und Das

Pfingsten. Das größte und schrecklichste Übel, an dem die Christenheit des zwanzigsten Jahrhunderts leidet und zugrunde geht, ist die Pfingstlosigkeit der Seele. Gott der Vater, der uns in heiliger Weihnacht Seinen Sohn zur Erlösung der Welt gesandt, ist unser Glaube. Diesen Glauben haben wir noch. Gott der am Ostertage auferstandene Sohn ist unser Hoffen. Auch dieses Hoffen besitzen wir immer noch. Jedenfalls hofft jeder Christ, nach seinem Tode in den Himmel eingehen zu können. Gott der am Pfingsttage vom Himmel herabbrausende Heilige Geist ist die große Tat überirdischer, heiliger und heiligender Liebe — und diese Tat haben wir nicht mehr!

So hat es in der Geschichte immer begonnen: Zu allererst wurde der Heilige Geist vergessen. Wohl kennt man Ihn allüberall Seinem Namen nach. Daß Er jedoch nicht nur Heiliger, aber auch heiligender Geist ist, ja, daß dieses Heiligen eigentlich Sinn und Zweck der Weihnacht, des Ostermorgens und des Pfingstbrausens ist, wurde schon längst vergessen. Das Heiligwerden ist nach Auffassung der modernen Christenheit Aufgabe der Heiligen. Für den Durchschnittschristen gilt es nicht als Gesetz.

„Der Mensch kann nicht zu viel Christliches leben, er muß auch Weltliches leben, wenn er essen will“, sagte einer unserer immer noch glaubenden Bauern.

Diesen Grundsatz kann man alle Tage hören, auch aus dem Munde guter und betender Katholiken. Langsam beginnt sich auch der Geist des Gläubigen nach diesem Weltlichen zu formen. Mit dem „Weltlichen“ will man den Kampf ums Brot bezeichnen, in Wirklichkeit geht es jedoch um viel mehr. Man will das Brot nicht mehr allein, denn Armut und Bescheidenheit sind keine Seligkeiten mehr. Sie sind das unseligste, das der Mensch sich denken kann, ganz gleich, was Christus darüber lehrte. Diese Unseligkeit ein für allemal aus der Welt zu schaffen, ist zum wichtigsten aller Alltagsgesetze geworden. Nach diesem Gesetz lebt und schafft und sinnt und kämpft auch der heutige Christ.

Diese Lebensauffassung hat es mit sich gebracht, daß Christus heute nicht mehr ganz das Hoffen der Christenheit ist. Wir hoffen auf Ihn, wenn es sich um das ewige Leben handelt. Wo es jedoch um irdische Dinge geht, um irdische Gerechtigkeit, um schönere Erdenzukunft, um Frieden, Fortschritt usw., sind uns andere Dinge weit größeres und heißeres Hoffen als der Sohn Gottes. Diese Dinge kommen — davon sind wir felsenfest überzeugt — sobald wir eine „bessere Politik“ und eine „bessere Weltwirtschaft“ haben. Sie kommen uns von den Gedanken, den Plänen und Händen jener Menschen, deren Programme uns gefallen. Man braucht nur zum Siege zu kommen, und alles ist da!

Leider sinkt das Hoffen auf Gott dahin, und mit ihm beginnt die Lebendigkeit des Glaubens dahinzusterben. An einen Lehrsatz Jesu Christi glauben wir ja schon gar nicht mehr. Es ist das der Satz: „Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles wird euch hinzugegeben werden." Hier werden wir von Christus belehrt, die Hauptsorgen, das Hauptsinnen und Schaffen und Kämpfen des Lebens auf Gott und die Seele zu richten. Als Lohn wurde uns dafür unser tägliches Brot, und Segen für unsere irdischen Werke versprochen.

Predigt man das den heutigen Menschen, kommen sie mit der Antwort: Das ist schon schön und gut für die Kirchenpredigt. Fürs Leben ist es aber „zu christlich, zu religiös, und viel zu weltenfremd." Mit dieser Lehre könne man nichts anfangen, höchstens, daß man sich dem Verhungern und dem Versklaven aussetzen wolle.

Hat Jesus etwa Dinge gelehrt, die nicht ins Leben passen? Sollte Er wohl garnichts vom Leben verstanden haben? So, daß wir Ihn belehren und verbessern müßten?

Der Blindgewordene kann sich keine Farben vorstellen. Der am Geiste Blindgewordene kann nichts mehr vom wahren Sinn der Lehre Christi sehen. Und an Blindheit ist unser heutiges Christentum furchtbar reich! Erschauernd reich!

Mit der Pfingstlosigkeit der Seele fängt es gewöhnlich an. Von dort geht es hinüber zur Zerstörung des Hoffens auf Christus, und es endet mit der Verwahrlosung der Sitten und der Erkaltung des Glaubens bis zu seinem vollständigen Tode. Ganz langsam und heimlich spielt sich dieser Prozeß in den Generationen ab, ganz langsam und heimlich, wie alle Satanswerke sich entwickeln. Und der Christ merkt nichts davon. Ihm würde heute wirklich nichts fehlen, wenn er alle Güter der Welt besäße, nicht aber Heiligkeit. Jetzt schon stört es ihn garnicht, daß das Pfingstfest fast nur noch wie irgend ein anderer Sonntag des Jahres gefeiert wird. Er sieht einfach nicht, wie diese Verarmung der Pfingstfeier zum erschauernden Zeichen eines Geisteszustandes geworden ist, dem das Hauptsächlichste des Christentums — die heilige Gottähnlichkeit — zur Nebensache, oder gar schon voll und ganz verloren gegangen ist.

Die Seligkeiten Jesu Christi sind uns Unseligkeiten, und was die Heiligen einstens gottähnliche Seele nannten, bezeichnen wir heute als Menschengeist, von dessen Klugheit und Gerissenheit das Heil aller Welt abhängt.

Pfingstseele. Die Seele des Menschen ist eines der feinsten und heiligsten Werke, die Gott erschaffen hat. Der Dreieinige nimmt sie ernst, der Mensch nicht. Hauch vom Hauche Gottes ist sie, bestimmt, ein nie endendes Leben in den Tiefen des Lebens des Dreieinigen zu führen. Das Erdenleben ist nicht ihre Heimat, ist nicht einmal ihr rechtes Leben. Es ist nur die Vorkammer zu jenem Dasein, für das sie erschaffen wurde. Das Hauptsächlichste an ihr sind nicht die Kräfte, mit denen sie den Menschen zum Denken, zum freien Wollen und zum Lieben befähigt, das Hauptsächlichste an der Seele sind die überirdischen Kräfte, mit denen sie vom Schöpfer durchhaucht worden ist.

Diese überirdischen Kräfte heißen: Nie endendes Leben, Gnade, überirdisches, übermenschliches Glauben, Hoffen und Lieben, übermenschliche Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Starkmut, und dazu noch die sieben Gaben des Heiligen Geistes, die wie sieben überirdische Instinkte in ihr wirken und dem Menschen, jedem getauften Menschen, das unaussterbbare Verlangen nach Gott und nach der Heiligkeit in Gott geben.

Wie die Wasser der Meere und der Wolken, der Erdestiefen und der hohen Berge zusammengehören und irgendwo auch immer zusammenkommen, so gehören Gott und Menschenseele zusammen. In einem Leben gehören sie zusammen, und das ist das überirdische Leben Gottes. Gott ist die Flut dieses Lebens, der Mensch ist das Bächlein, das dieser Flut entsprang und wieder zurück muß zur Urquelle, aus der es geboren. Sonst vertrocknet es und stirbt den Tod der Ewigkeit, den Tod alles Friedens, aller Seligkeit und alles Hoffens, wie unsere Welt diesen Tod gestorben zu sein scheint.

Der Mensch muß zurück zum Leben, aus dem er geboren wurde. Darum taufen wir unsere Kinder. Denn vom Anfang seines Erdendaseins bis zu seinem Ende soll der Mensch durch die Gnade mit Gott verbunden bleiben, durch die sieben Gaben des Heiligen Geistes sich immer tiefer in Gott hineinführen lassen, durch die Tugenden immer froher und freier das wirkliche Leben Gottes — das Leben ohne Lüge, ohne Hassen, voller überirdischer Liebe und Freude an Gott — leben.

„Sende herab Deinen Geist, und Er wird die Erde erneuern", beten wir an Pfingsttage.

Heute sollten wir diese heiligen Worte mit der Sehnsucht und Inbrunst der Adventspropheten zum Himmel hinaufrufen. Denn wir haben uns verlaufen, und unsere Seelen wissen nichts mehr von hoher Pfingstfeier. Nicht einmal das A B C des Lebens kennen wir noch.

Wir schreien nach Gerechtigkeit, nach Güte, Frieden und Ordnung. Was sind diese hohen Dinge denn eigentlich? Sie müssen sehr sehr hohen Wertes sein, denn die Menschen führen große Kriege, um sie zu gewinnen — um immer wieder diese Kriege zu verlieren, und in größeren Ungerechtigkeiten, in schrecklicherer Friedenslosigkeit und Gemeinheit zu enden.

Gerechtigkeit, Güte, Friede und Ordnung sind eben nicht nur Ideen oder Ideale. Sie sind etwas Lebendiges, das Sprechen und Denken und Wollen und Wirken kann. Gerechtigkeit, das ist Gott, der Ewige. Friede, Ordnung, Güte und Liebe, auch diese Dinge sind nichts weiter als Gott sebst, Gott der Dreieinige. Und wie Gott unabhängig von den Menschen lebt und Ewigkeiten leben wird, so leben auch Gerechtigkeit, Friede, Güte und Ordnung vollständig unabhängig vom Wollen und Planen der Menschen. Ob wir es glauben oder nicht: Es wird der Tag nicht kommen, an dem die Gerechtigkeit ihren vollen Glanz und Segen über die Menschheit ausbreiten wird — es sei denn, die Menschheit wolle zu allererst Gott und Sein Reich.

So ein Programm klingt vielen „zu christlich und zu wenig weltlich", wie die Volkssprache hierzulande es ausdrückt. Die Volkssprache ist offen. Sie umkleidet ihre Gedanken nicht mit hohen Ausdrücken, die den wahren Sinn verbergen. Sie sagt, was der Katholik der Straße heute denkt und fühlt.

Wollte der Heilige Geist doch über unsere Straßen kommen, mit großem Gebrause und neuen Zungen des Feuers. Oder wollten wenigstens jene sich besinnen, die noch verstehen, was hier gesagt war. So besinnen, daß sie sich aufmachen um hinaufzuschreiten den Berg der Heiligkeit. Denn um die Opfer und Liebe einiger Heiliger hat Gott schon viele geschont. Und Schonung, o Gott, brauchen wir!

„Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen, und entzünde in ihnen das Feuer Deiner Liebe!"

Der Schriftleiter.

Aus der Nachfolge Christi

Offenbare dein Herz nicht jedermann, sondern überlege mit Weisen und Gottesfürchtigen deine Anliegen. Mit jungen und fremden Leuten habe wenig Umgang. Schmeichle nie den Reichen und erscheine nicht gerne vor den Großen. Geselle dich zu Demütigen und Einfältigen, zu Andächtigen und Sittsamen, und unterhalte dich mit ihnen über erbauliche Dinge. Werde mit keinem Weibe vertraulich, sondern empfiehl alle frommen Frauen Gott. Nur mit Gott und seinen Engeln wünsche vertraut zu sein; darum meide zu innige Bekanntschaft mit den Menschen.

Lieben muß man alle; aber mit allen vertraulich umgehen, ist nicht ratsam. Zuweilen achtet man eine unbekannt Person nur nach ihrem Ruf. Tritt sie einem indeß näher vor Augen, so verliert sie an Glanz. Manchmal glauben wir, anderer Wohlgefallen durch unsere Annäherung zu gewinnen. Statt dessen mißfallen wir ihnen gleich anfangs, sobald sie schlimme Seiten an uns gewahren.

Denn ohne Liebe Gottes ist
Das Menschenleben Finsternis
Und es gedeiht kein hohes Werk.

Pater Joseph Schneider

vom Schriftleiter.

Der Marienbote und der Name Joseph Schneider, O.M.I., sind dermassen miteinander verwachsen, dass man sich unser Blatt ohne diesen Schneidernamen fast garnicht mehr denken kann. So lange der Marienbote besteht, und das ist seit 1932, zählt Pater Joseph Schneider zu seinen besten und regelmässigsten Mitarbeitern.

Am 6. Juli dieses Jahres begeht Pater J. Schneider, O.M.I., sein silbernes Priesterjubiläum. Aus Anlass dieses schönen Festes betrachtet der Schriftleiter es als Ehrenpflicht, diesen tüchtigen Mitarbeiter seinen Lesern gebührend vorzustellen. Es kann möglich sein, dass Pater Schneider kein Alleluja und kein Amen unter diese Zeilen setzen wird. Nicht jeder Mensch lässt sich gerne öffentlich beschreiben. Wir machen uns jedoch keinerlei Sorgen. Was hier geschrieben ist, soll für die Leser sein, nicht für unseren hochwürdigen Jubilanten. Freuen wird er sich wahrscheinlich doch, wenn diese Zeilen einen oder den anderen unserer Leser veranlassen sollten, ihm an seinem Jubeltage ein Brieflein mit Glückwunsch und Dank zuzusenden. Pater Schneider hat es sich wirklich verdient, dass Schriftleitung und Leser ihm dankbare Anerkennung zollen.

Wer ist nun dieser Pater Joseph Schneider, O.M.I.?

Vor mir liegt das neueste Personalverzeichnis der Mitglieder des grossen Oblatenordens. Dort, auf Seite 175, steht ganz kurz geschrieben: Pater Joseph Schneider, O.M.I., geboren 1896 in der Diozese Trier, Deutschland, erste Ordensgelübde im im Jahre 1920, ewige Ordensgelübde 1923, Priesterweihe 1924.

Zwischen diesen Zahlen und dem gegenwärtigen Jahre 1949 liegt die Lebensgeschichte des Priesterschriftstellers Joseph Schneider, O.M.I., von seiner Geburt bis zu seinem silbernen Priesterjubiläum. Und diese Lebensgeschichte ist sehr reich an Tiefen und an Höhen, an Kämpfen und an Erfolgen. Man braucht nur einmal auf Pater Schneider zu schauen, und man weiss sofort: Hier steht ein alter Krieger vor mir. Ein Mann, der das Auf und das Ab des Lebens kennt, der nicht ruhig zuschaut, wie alles drunter und drüber geht, der aber angreift und haut und baut und führt und lichtet.

Pater Schneiders Jugendzeit ist uns nicht bekannt. Vielleicht wird er sie uns einmal persönlich im Marienboten erzählen. Sein gutes Mütterchen lebt noch. Hoffentlich wird es diese Zeilen lesen und sich ihrer freuen. Die Priestermütter der hier in Canada wirkenden Oblatenpatres Deutschlands haben ja nicht all die Freuden an ihren Priestersöhnen haben können, die sie sich einstens, als ihr Bub noch im Seminar war, heimlich im Herzen ersehnten. Nie sehen sie ihre Söhne am Altar oder auf der Kanzel. Ja, sie wissen nicht einmal, ob sie ihn in diesem Leben je wiedersehen werden.



Der Priesterschriftsteller Joseph Schneider O.M.I. und Erzbischof Murray.

Pater Schneiders Mutter hat ganz besondere Sorgen tragen müssen. Als junger Priesterstudent musste Joseph Schneider seine Studien un-

terbrechen, um als Frontsoldat in den Krieg zu ziehen. Gott brachte ihn nach dem Kriege wieder ins Oblatenpriesterseminar zurück. Mit neuem Mut nahm Joseph Schneider seine Studien von neuem auf, hatte zu gleicher Zeit jedoch an einer Herzkrankheit zu tragen, die er sich an der Front zugezogen hatte.

Im Jahre 1924 wurde ihm die heilige Priesterweihe erteilt, und zwei Jahre später kam er nach Canada.

Hier in Canada zeigte Pater Schneider sofort, für welches Arbeitsfeld er von Gott ausgerüstet worden war. Ein paar Jahre lang dozierte er in unserem Oblatenpriesterseminar zu Battleford, Sask., darauf zog er sich in die Pfarrarbeit zurück, nicht aber, um nur Pfarrer einer kleinen Gemeinde zu bleiben, sondern um die weiter und tiefer greifende Seelsorge der Feder und des Kanzelwortes ausüben zu können.

Diese Art von Seelsorge setzt ganz besondere Vorbedingungen voraus. Es ist sehr leicht, einen Artikel im Marienboten zu lesen oder einem guten Prediger zu lauschen. Man sagt gewöhnlich: Dem kommt ja alles wie aus dem Aermel heraus! So sieht es wohl aus — so ist es aber nicht. Nur selten frägt sich ein Mensch, wieviele Jahre tiefsten Studiums und Betens, wieviele Kämpfe, gute und böse Erfahrungen am eigenen Leib und in eigener Seele, wieviel Fleiss und wieviel Mühsal es wohl gekostet haben mag, bis dieses oder jenes gesagt oder geschrieben werden konnte.

Pater Joseph Schneider, O.M.I., bereitet sich seit Jahren schon ununterbrochen auf alle seine geistigen Arbeiten vor. Er ist ein Mann des Studiums, besonders als tiefer Kenner der mystischen Theologie bekannt. Wer zu ihm ins Haus kommt und sich seine vielen Bücher anschaut, wer diese Bücher öffnet und die vielen Notizen betrachtet, die Pater Schneider sich dort macht, kann nur mit Hochachtung zur Intelligenz und zur Denkergabe dieses Mannes aufschauen. Geistiges Studium ist Pater Schneiders Leidenschaft, und die Erfolge, die er in seinen schriftstellerischen und in seinen Kanzelarbeiten bis jetzt erreichen konnte, sind nichts weiter als Früchte der stillen Denkerarbeit, der er sich in seinem kleinen Pfarrhause hingibt.

Es gibt Menschen, denen die Gabe des Denkens, nicht aber die Gabe des Mitteilens seiner Gedanken an andere gegeben ist. Viele sind sehr klug und sehr gelehrt, nicht jeder jedoch ist zugleicher Zeit praktischer Lehrer, Schriftsteller oder Prediger. Pater Joseph Schneider hat beides, tiefe Kenntnisse und die Fähigkeit, sein Wissen anderen mitzuteilen. Jeder Marienbotenleser und jeder Katholik der vielen Gemeinden, in denen Pater Schneider Missionen gepredigt hat, wird uns das bestätigen.

Das Missions- und Exerzitienpredigen liegt Pater Schneider ganz besonders am Herzen. Christus zu predigen ist eine der Hauptaufgaben des Oblatenordens. Diese Aufgabe zu erfüllen, gehört zu den Lieblingsarbeiten unseres Jubilanten. Auch auf diesem Felde hat Pater Schneider es zu grössten Erfolgen gebracht. Predigen und Predigen ist nicht dasselbe. Es gibt gewöhnliche Sonntags-Pfarrpredigten, es gibt Missionspredigten und Exerzitienpredigten. Alle drei dieser Gruppen sind besondere Spezialfächer. Sonntags predigt man der Gemeinde. Will man fruchtbar sein, muss man die Seelen und die Nöte seiner Leute kennen. Man muss die Gabe haben, trösten und ermahnen, lehren und das tägliche Leben der Seelen führen zu können. In der Mission ist es anders. Dort steht man vor fremden Leuten, denen die Grundwahrheiten des Glaubens zu erklären sind. Reiche Menschenkenntnis, viel Erfahrung und tiefe Kenntnis der Moral- und Kirchengesetze, verbunden mit grosser Rednergabe, sind dort gefordert. Exertitien hat der Prediger gewöhnlich Priester, Priesterstudenten und Ordensleute vor sich. Und denen muss man das Tiefste, das Schönste und das Heiligste über Gott sagen, das der Menschengeist durch langes Studium und Beten erfassen kann.

Pater Schneider hat sich als Meister aller dieser drei Gruppen von Predigten erwiesen. Es wäre wirklich interessant, von Pater Schneider selbst einmal zu hören, wo und wem er während seiner Priesterjahre schon predigte. Die Tatsache, dass Pater Schneider in manchen Gemeinden und Ordenshäusern bereits zweimal predigen musste, zeugt wohl genügend von seinem Können.

Gegenwärtig ist Pater Schneider Pfarrer der St. Antoniusgemeinde zu Mendham, Sask., im Prelatedistrikt. Voriges Jahr wurde er zum Ordensoberen der Oblatenpatres des Prelatedistriktes ernannt. In Mendham wird Pater Schneider auch sein silbernes Priesterjubiläum feiern. Der Marienbote wünscht ihm Gottes allerreichsten Segen und noch recht viele fruchtbare Jahre im Weinberge des Herrn. Möge ihm der Tag des Jubiläums zum Tage neuer Freuden und neuer Gottesgnaden werden. Der Marienbote dankt dem Jubilanten für alles, was er während langer Jahre für unser Blatt tat. Möge Maria, Unsere Liebe Frau, ihn dafür segnen.

Bescheiden ist unser Dank, so bescheiden, wie unser Marienbote ist. Wenn am Marienboten doch etwas Grosses sein sollte, dann ist es ganz gewiss dem Pater Joseph Schneider zu danken, dessen monatliche Artikel weit gelesen und anerkannt werden.

Gottes Segen und Maria's Schutz, Pater Schneider!

Von Rom nach Indien und noch weiter

Reisebrief des hochw. Herrn Generalassistenten Johannes Boekenfoehr, O.M.I., an den Schriftleiter.

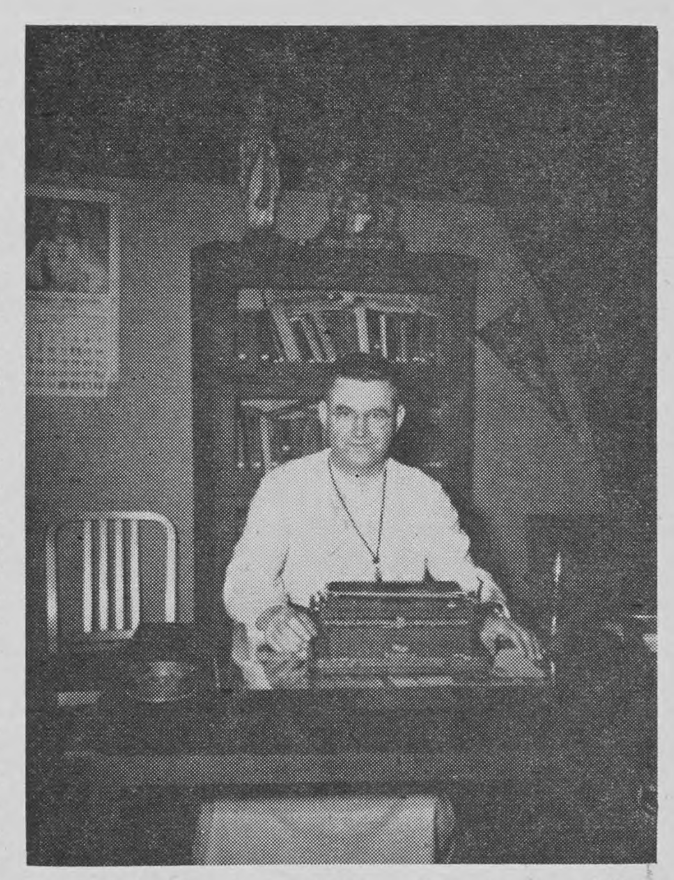
1. Fortsetzung.

Als ich das Flugzeug im Ratmalana Flughafen, Ceylon, verliess, traten mir der hochwürdigste Herr Erzbischof Coorey O.M.I., der hochwürdigste Herr Bischof Edmund Peiris O.M.I., der Oblatenobere des Vikariates Ceylon und andere Patres grüssend entgegen. Man nahm mich sofort ins erzbischöfliche Palast von Colombo, wo unsere Oblatenmissionar gerade ihre Jahresexerzitien abhielten. Ich wurde den Missionaren vorgestellt und darauf in mein Zimmer geführt. Dort lagen weisse Soutannen für mich fertig. Ceylon ist das Land des ewigen Tropensommers. Schwarze Kleider und Hüte kann man dort einfach nicht tragen. Man würde in ihnen schmelzen. An das dortige Klima kann sich kaum ein europäischer oder amerikanischer Pater so richtig gewöhnen. Die Hitze ist ununterbrochen da, Tag und Nacht. Wohl steigt die Temperatur in Ceylon nicht ganz so hoch wie in anderen Teilen Indiens, die Feuchtigkeit in der Luft macht die 86 Grad im Schatten aber doch zuweilen unausstehlich. Des Nachts fällt das Thermometer kaum zwei bis vier Grade. Nur im Frühjahr und im Herbst wird es etwas kühler.

Ceylon hat seine eigene uralte Kultur. Man sagt, dass Eden, der Paradiesgarten, auf der Insel Ceylon gewesen soll. Mit Gewissheit wissen wir, dass arianische Abenteurer ungefähr 543 vor Christi Geburt von Nordindien nach Ceylon kamen. Sie unterwarfen die Eingeborenen und begannen die Insel 300 Jahre lang zu beherrschen. In der Geschichte kennt man diese ersten Herren Ceylons als die Singalesen. Heute noch ist Ceylon gröstenteils von Singalesen bewohnt. In Anuradhapura, zwischen dem südlichen Ceylon und dem nördlichen Jaffna, sieht man heute noch die Ruinen einer alten Singalesenstadt.

Den Singalesen folgten die Tamulen, die heute meistens den nördlichen Teil der Insel bewohnen. Die Singalesen sind grösstenteils Buddhisten, während sich die Tamulen zum Hinduglauben bekennen.

Im Jahre 1869 wurde in Ceylon das Religionsschulsystem eingeführt. Hauptpionier und Vorkämpfer in der Arbeit für dieses segensreiche System war Erzbischof Christopher Bonjean O.M.I., wohl der grösste Ceylon-Apostel Jesu Christi der Neuzeit. Der Weisheit und Führerkraft dieses Mannes ist es zu danken, dass heute die meisten



Pater J. Boekenfoehr O.M.I. während seiner Missionsreise.

Christen Ceylons schreiben und lesen können. Im Jahre 1921 waren 56% der männlichen und 21% der weiblichen Einwohner Ceylons des Schreibens und Lesens kundig. Diese Zahlen haben sich in der Zwischenzeit erweitert.

Unsere Missionare haben es also in Ceylon nicht mit „Wilden“ zu tun. Trotzdem ist die Arbeit aber doch schwer. Da ist zum Beispiel das indische Kastensystem, das die Inder in ‚höhere‘ und in ‚niedrigere‘ Menschen einteilt. Sechzig Millionen Inder gehören der Kaste der ‚Untastbaren, an. Kommt man mit diesen zusammen, muss man sich sofort, um wieder ‚rein‘ zu werden, gewissen zeremoniellen Waschungen unterziehen. In Ceylon ist das Kastensystem nicht mehr



Oblatenmissionare an einem Brunnen in Nord-Ceylon..

so übertrieben wie in den anderen Teilen Indiens. Dennoch aber sind auch die leisesten Ueberbleibsel dieses System eine Schande der Menschheit.

Ceylon ist 25,332 Quadratmeilen gross und hat einen Umfang von 760 Meilen. Die Länge der Insel vom Norden nach dem Süden beträgt 270 Meilen, die Breite 140 Meilen. Unweit des Ferienhauses der Oblatenmissionare steigt der höchste Berg Ceylons bis auf 8296 Fuss in die Höhe. Das meerumflossene Ceylon mit seinen sieben Flüssen und vielen kleinen Wässern ist ausserordentlich Pflanzenreich. Man zählt über 3000 verschiedene Hauptpflanzenarten. Tee, Gummi, Kakao, Zimmt, Reiss und Kokonuss sind wohl die hauptsächlichsten und einkunftreichsten. Auch an Bäumen des feinsten Holzes ist Ceylon sehr reich.

In der Tierwelt Ceylons herrscht der Elephant. Man sagt, Ceylon habe über 5000 Elephanten in seinen Wäldern und Grassteppen. Sehr reich vertreten sind auch Affen, Rehe, Hirsche, Bären, Schakkale, Wildschweine, fliegende Füchse, Stachelschweine, Eichhörnchen, und dazu noch 375 verschiedene Arten von Vögeln. Unter den Vögeln herrscht die Krähe hervor. Ganze Legionen kann man überall sehen, in jedem Walde, in jedem Dorf, in jeder Kleinstadt, ja selbst in den Grosstädten. Sie haben ihre wichtige Aufgabe zu erfüllen. Sie sind hauptsächlich Insenktenfresser, die Ceylon ununterbrochen von den fliegenden Krankheitsverschleppern säubern.

Bekannt ist auch der Reichtum Ceylons an Edelsteinen und Perlen.

Moderne Autostrassen ziehen sich der Küste Ceylons entlang und durchkreuzen die Insel selbst. Sie sind wohl schmal, aber alle asphaltiert. Verkehrsmittel Ceylons sind Eisenbahn, Autobus, Auto, Ochsenkarren. Mit dem Autofahren ist es nicht so einfach wie auf unseren kanadischen Autostrassen. Man muss seine Augen immer weit offen halten, denn überall der Autostrasse lang liegen kleine oder grössere Dörfer. Die einzige Dorfstrasse ist die Autostrasse selbst. Bürgersteige für Fussgänger gibt es dort nicht, alles, unzählige Menschen und Hunde, laufen — und liegen schlafend mitten im Wege.

Der Ceylonesen Hauptnahrung besteht aus Reiss und Fischen, denen furchtbar scharfer Pfeffer zugetan wird. Daneben isst man noch Kokonuss und andere Früchte. Ohne scharfgepfefferten Reiss und ohne Bananen gibt es in Ceylon keine Mahlzeit. Kochöfen gibt es dort sehr wenig, man kocht lieber über offenem Feuer. Als Koch- und Bratfett wird Kokonussöl gebraucht.

Jeder besser stehende Ceylonese hat seine Diener und Dienerinnen. Fast nie fährt er sein eigenes Auto, das muss sein Chauffeur für ihn tun. Freundlichkeit und Höflichkeit findet man in jedem Hause. Ich persönlich konnte das auf einer meiner Reisen erleben. Wir fuhren von einer Bergmission, die ich besuchen musste, den 125 Meilenweg nach Hause. Unweit von Radnapura, der berühmten „Stadt der Edelsteine“ war es auf einmal mit unserem Gasolin zuende. Unser Chaffeur machte sich auf den Weg, irgendwo Gasolin für unser Auto zu finden. Pater Dochain O.M.I. und ich blieben beim Auto zurück. Wir begannen unser Brevier zu beten. Die Gegend, in der wir uns aufhielten, war vollständig mohammedanisch. Katholiken gab es dort nicht. Zu meiner grössten Verwunderung näherten sich uns bald ein paar Mohammedaner, die uns ehrfürchtig baten, in ihr Haus zu folgen. Dort mussten wir uns sofort setzen und „ruhen“. Nach ihrem Gesetz ist es unehrbietig, einen Priester oder Mönch stehen zu lassen.

Ein Zehntel der Bewohner Ceylons ist heute katholisch. Die ersten katholischen Missionare, die im Jahre 1544 nach Ceylon kamen, waren Begleiter des heiligen Franziskus Xavier, der selbst auch Ceylon besucht hat. Ceylon war wirklich mit ausserordentlichen Heldenmissionaren von grosser Heiligkeit und glühendem Gotteseifer gesegnet. Die Jesuiten, die Oratorianer und die Benediktiner brachten in Ceylon eine grosse Blütezeit katholischen Lebens hervor. Dann kamen die holländischen Calvinisten, die dem Katholizismus Ceylons fast den Todesstoss gaben. Unzählige Katholiken wurden gemartert, unzählige andere flohen in die Wälder und in die Wildnis, um sich der Verfolgung der Calvinisten zu entziehen. Sumpffieber und die Cholera begannen unter ihnen zu wüten. Im Jahre 1847 hatte der Katholizismus seinen Tiefstand erreicht. Dass er nicht ganz zum

Sterben kam, ist den zwei heldenmütigen Missionaren aus dem Oratorianerorden, Joseph Vaz und Jacome Gonsalvez, zu verdanken.

Als die ersten Oblatenmissionare im Jahre 1847 nach Ceylon kamen, gab es auf der ganzen Insel noch 100,000 Katholiken und dreissig Priester, 46 katholische Schulen mit 2,000 Schülern. Einhundert Jahre später zählte das katholische Ceylon eine Erzdiözese und fünf Diözesen, und in ihnen nahezu an 600,000 Katholiken. Die Erzdiözese Colombo und die Diözese Jaffna allein umfassen 305,702 Katholiken. Der Kanadier kann sich kaum die wunderschönen Kirchen, die herrlichen Kollegien und Schulen, die modernen Krankenhäuser, Aussatzheime, vorstellen, die dieses Missionsland besitzt. Alles das hat sich während des letzten Jahrhunderts, zur Zeit der Missionsarbeit der Oblatenpatres, entwickelt. Diese Missionsarbeit ist gesegnet. Ohne Gottes Gnade hätten weder wir Oblaten noch irgendeine andere Missionsgesellschaft das erreicht, was heute in Ceylon blüht.

Im Jahre 1948 zählte die Erzdiözese Colombo: Einen Erzbischof (aus dem Oblatenorden), 31 Weltpriester, 103 Oblatenmissionare, 3 neugeweihte Priester, 75 Kirchen und öffentliche Kapellen, 63 Pfarrstationen, 128 Schulbrüder, 790 Ordensschwestern, 200 Schulen für Knaben mit 35,458 Schülern, 190 Mädchenschulen mit 29,644 Schülerinnen, 28 Krankenhäuser und Heime, 238,863 Katholiken (unter den 1.877,895 Einwohnern des Gebietes der Erzdiözese).

Die im Norden der Insel gelegene Diözese Jaffna zählte zurselben Zeit: Einen Bischof (aus dem Oblatenorden), 14 Weltpriester, 76 Oblatenmissionare, 256 Kirchen und öffentliche Kapellen, 42 Pfarrstationen, 200 Ordensschwestern, 142 Schulen mit 18,073 Schülern, 5 Krankenhäuser und Heime, 63,652 Katholiken (unter den 415,335 Einwohnern des die Diözese umfassenden Gebietes).

Die meisten Kirchen Ceylons sind aus Zement, aus Stein oder aus Ziegel gebaut. Der geschmackvolle Stil und die Raumweite erinnert stark an die schönen Kirchen Europas. Wie arm sich dagegen doch die Landkirchlein des kanadischen Westens ausnehmen!

Eine der allerersten Sorgen der Oblatenmissionare in Ceylon war die Heranbildung eines einheimischen Klerus. Ceylon sollte nicht immer Missionsland bleiben, es sollte seine eigene Priester bekommen, denen später die regelmässige Seelsorge des Katholizismus Ceylons anvertraut werden könnte.

Heute können die Oblatenmissionare mit Stolz auf dieses besondere Werk schauen: Erzbischof Thomas Coorey O.M.I. von Colombo und Bischof Edmund Peiris O.M.I. von Jaffna sind Söhne des Landes, denen eine ganze Reihe eingeborener Welt- und Oblatenpriester helfend zur Seite steht.

Die Katholiken Ceylons nehmen es mit ihrem Glauben sehr ernst. Gross ist ihre Verehrung der heiligen Gottesmutter, des heiligen Antonius und des heiligen Sebastians. Kirchweihfeste werden höchst feierlich mit Hochamt, Vesperandacht, Lichterprozession und Musik begangen. Als Pilgerort ist ganz besonders Unsere Liebe Frau von Madhu bekannt. Tief im Urwald liegt dieser Gnadenort, und die ganze Wildnis singt Maria Lob, wenn Pilgertag ist.

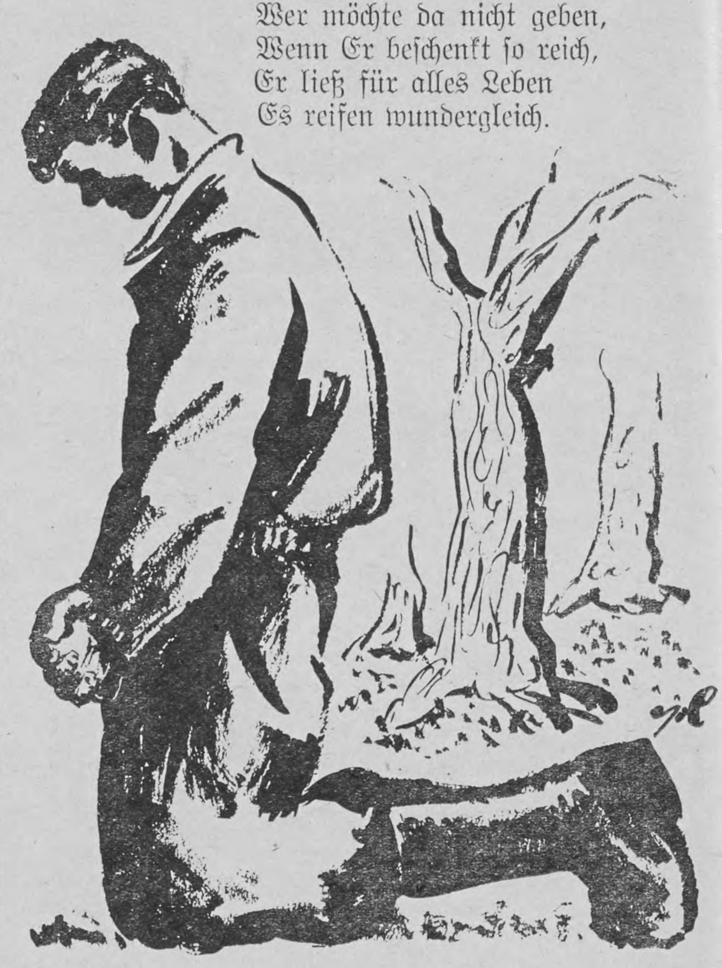
(Fortsetzung folgt.)

Unser Brot

Wenn ich zur Ernte schreite
Mit ernstem Bauernschritt,
Geht Christus mir zur Seite
Und segnet meinen Schnitt.

Ich dank für alle Garben
Aus Seiner Segenshand,
Wer müßte da noch darben —
Vom Weizen schwer das Land.

Wer möchte da nicht geben,
Wenn Er beschenkt so reich,
Er ließ für alles Leben
Es reifen wundergleich.



Zahlen im Bekehrungswerk

P. Joseph Schneider O.M.I.

Neulich habe ich einen Brief erhalten von einem Missionar im Schwarzen Erdteil. „Du wirst erstaunt sein," heisst es darin, „von mir ein Schreiben zu bekommen. Es sind fast 25 Jahre verstrichen, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen. Aber sei versichert, ich hab immer in Lieb und Treu an dich gedacht . . . Unsre Wege haben sich nach der Priesterweihe getrennt, und doch ziehen wir am gleichen Strick. Ich hab mich im heissen Afrika geopfert und du im kalten Amerika. Wir haben beide getan, was wir konnten, um dem L. Heiland Seelen zuzuführen. Nun bin ich ein gebrochener Mann; kann nicht mehr viel in praktischer Arbeit leisten. Die alten Knochen sind voll Gicht und Rheumatismus. Hoffe denoch, mich noch für einige Jahre in meiner Gemeinde nützlich zu machen."

Die Hand, die diesen Brief geschrieben, ist die unsres ehemaligen Klassenältesten. Er war schon 21, als wir 12jährige Bengel mit ihm ins Colleg eintraten, um unsern Aufstieg zum Altare zu beginnen. Man hat's ihm angemerkt; er war in jeder Beziehung reifer als wir alle. Wir brachten es zum Ausdruck in dem Ehrennahmen, den wir ihm gaben. „Den Alten" haben wir ihn genannt. Noch heute, im Missionsfeld, scheint er die Jungen weit hinter sich zurückzulassen. Er berichtet von 2 Stationen, die er am Nordrande des früheren Deutsch S. W. Afrika errichtete. Auf jeder hat er bisher je 1000 Eingeborene dem Christentum gewonnen. Für sie bittet er um Medailen und Rosenkränze, und ein Geldalmosen für die grosse Kirche, die er in ihrer Mitte gebaut. Es fehlt halt noch an so manchem in diesem Gotteshause.

Ich las mit wachsender Aufmerksamkeit, und je mehr ich las, desto kleiner wurde ich in meinen Augen. 2000 Neubekehrte! Wo bleiben dem gegenüber, dachte ich, die Erfolge der Busch- und Prairiepfarrer des Westens mit all ihren Predigten und Fastengottesdiensten?

Das Fragezeichen in meinem Antlitz wurde im Laufe der Wochen immer grösser. Denn mir fielen Berichte in die Hand über Convertiten-Eroberungen in den Ver. Staaten. Hatte schon immer mit grosser Spannung die Steigerung in den diesbezüglichen Zahlen verfolgt. Vor 6 Jahren waren es 80,000; dann 85,000. 1947 wurden es 100,000 und im vergangenen Jahr 125,000. Wie war es möglich?

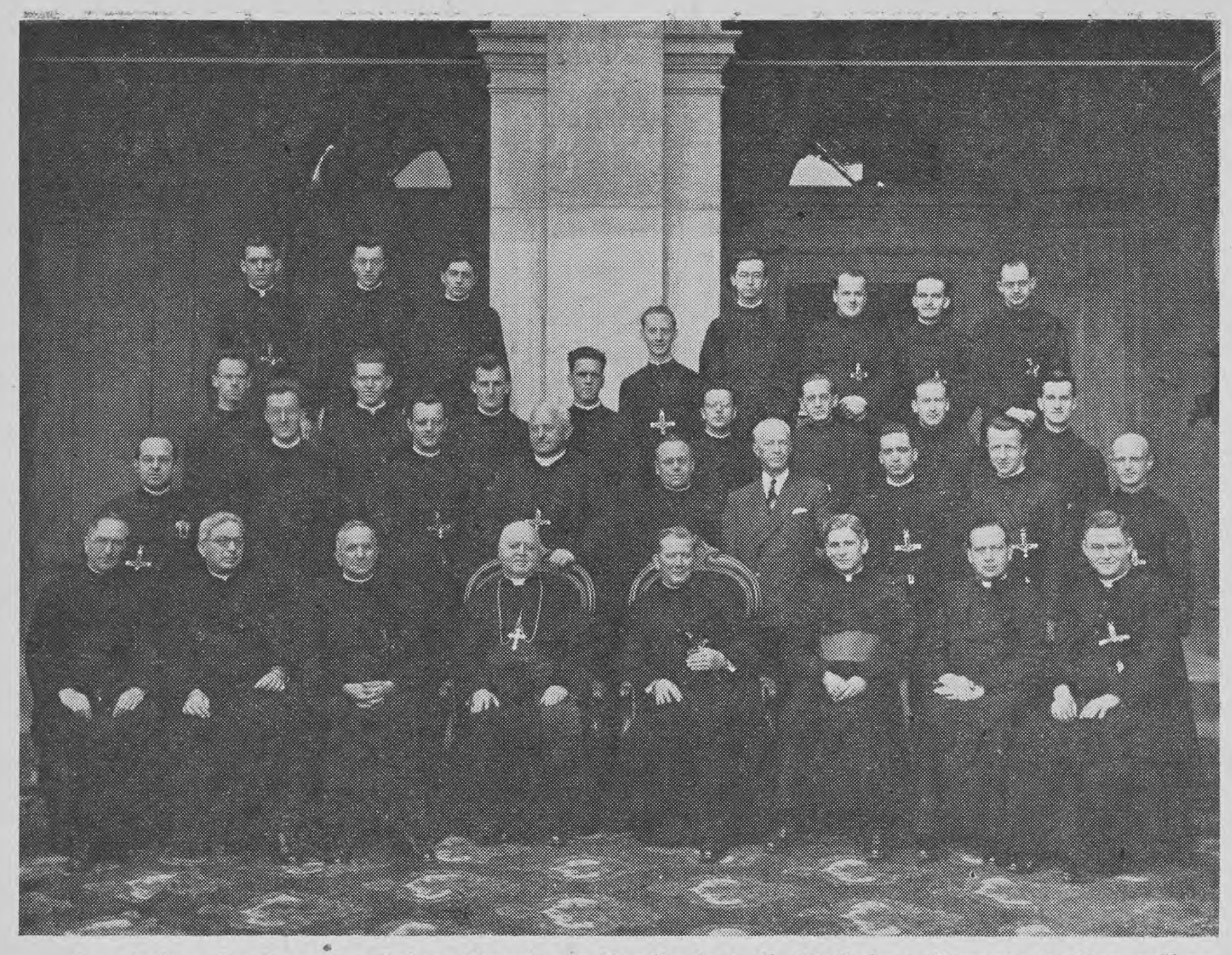
Ich sah gar bald, dass es das Ergebnis gesteigerter Arbeit ist; der tröstliche Erfolg eines planmässigen Feldzuges, möchte man sagen, zur Gewinnung der Nichtkatholiken.

Flugschriften in Massen ausgeteilt spielen darin eine Rolle. Regelmässige Anpreisungen der Kath. Kirche in den Zeitungsspalten der neutralen Blätter (Generalanzeiger Klasse). Sie brachten in einem Zeitraum von 3 Jahren 28,000 Fragebriefe ein. In die ‚Bible-belts', wo man von der Kath. Kirche garnichts weiss, schickt man Autokapellen. Ausgerüstet mit Lautsprechern und allem Notwendigen zum Gottesdienst fahren sie auf in Städtchen und Dörfern, sammeln die neugierigen Bewohner um sich und erzählen ihnen von Kath. Lehre und Glaubensübung. Die Namen der Interessierten werden in Listen eingetragen für den Correspondence Course by mail. Im Krieg wiesen diese einmal allein die Namen von 38,000 Heeresangehörigen auf. Dazu kommen in allen Städten Information Centres and Enquiry classes. Die letzteren sind regelmässige Unterrichtsstunden, die in 3-monatlichen Kursen von den Pfarrseelsorgern gegeben werden. Sie enden jedesmal in Massentaufen mit gemeinsamer Kommunion der Neubekehrten am folgenden Sonntag in Gegenwart der ganzen Gemeinde. Ein Communion breakfast im Erdgeschoss der Kirche bringt sie in Verbindung mit den Alteingesessenen der Pfarrei und gibt ihnen Gelegenheit, sich in die Vereine und Brüderschaften aufnehmen zu lassen. Wie aber kam es für diese Uebergetretenen zur ersten Begegnung mit dem Priester? Wo ist die Quelle, die die Enquiry classes speist und ihnen das Menschenmaterial zur Belehrung zuführt?

Wahrheit

Den Männern sag' ich dies:
Es gibt keine Kraft ohne Wahrheit.
Und den Frauen sei gesagt:
Ohne Wahrheit gibt es keine Anmut.

Ernst v. Feuchtersleben.



Aus Anlass des Besuches Seiner Emminenz Kardinals J. Ch. McGuigan, Toronto, im Generalhause der Oblaten zu Rom wurde obiges Bild genommen.

Patres, unterste Reihe von links nach rechts: Pater J. Rousseau O.M.I., Generalprokurator beim Heiligen Stuhl, Pater Drago, vierter Generalassistent, Pater A. Denoyers O.M.I., erster Generalassistent, Seine Emminenz Kardinal J. Ch. McGuigan, Pater Leo Deschatelets O.M.I., Generaloberer der Oblaten, Mgr. F. V. Allan, aus Toronto, Kaplan, V. Priester, Kardinalssekretär, Pater J. Boekenfoehr O.M.I., fünfter Generalassistent.

Zweite Reihe, von links nach rechts: Pater V. Roland O.M.I., P. R. Lapoint O.M.I., P.B. Doyon O.M.I., P. M. O'Ryan O.M.I., dritter Generalassistent, P. J. Petrin O.M.I., Herr M. Ch. Gilhooly von Toronto, Begleiter des Kardinals, P. R. Laurin O.M.I., P. W. Wilscam O.M.I., P. P. Duval O.M.I., Bruder Armand Ethier O.M.I.

Dritte Reihe von links nach rechts: Oblatenseminaristen Frater R. Luckhardt O.M.I., Frater Peter Blatz O.M.I. (Saskatchewan), Frater J. P. Aubry O.M.I., Frater F. Payette O.M.I., Frater Y. Beaudoin O.M.I. Dann die Brüder: R. Cloutier O.M.I., A. Boucher O.M.I.

Vierte Reihe von links nach rechts: Frater A. Daley O.M.I., Frater Aloys Kedl O.M.I. (aus Paradise Hill, Sask.), Frater L. Roy O.M.I., Frater A. Tache O.M.I., Frater R. Robidoux O.M.I. Weiter die Brüder M. Gauvin O.M.I., L. Lefebvre O.M.I., L, Lavallee O.M.I.

Diese Quelle sind die Catholic Information Centres. Es sind Büros (Arbeitszimmer), wie die Aerzte und Advokaten sie haben! Ladenräume, die durch Schilder ihre Ware ausrufen und in den Schaufenstern zur Besichtigung auslegen. Drinnen finden die Kauflustigen alle Sorten Kath. Zeitungen und Zeitschriften, sowie eine Ausstellung der neuesten Bücher. Freundliche Männer und Frauen stehen bereit zur Beantwortung jeder Bitte um weitere Auskunft.

Hier finden sich viele Nichtkatholiken ein für die erste Berührung mit Gliedern der Kath. Kirche. Hier melden sich zahllose Gottsucher, die nie den Mut fanden, an einer Pfarrhaustüre anzuklopfen. Denn man stellt sich kaum vor, was für Ueberwindung es Fernstehende kostet, mit einem Priester in Verbindung zu treten. Eine Frau, die heute gute Katholikin ist, hat es ihren eigenen Aussagen gemäss 5 mal versucht. Die ersten Male brachte sie einfach nicht den Mut auf zum Schnellen. Das 5.mal erschien sie mit einem heldenmütigen Entschluss zum Handeln; sie drückte den Knopf. Es wirkte wie ein Schlag auf sie zurück; sie fühlte sich wie gelähmt. Das Herz fing in ihrem Brustkasten zu toben an. Ihre Hände zitterten; ihre Speicheldrüsen versagten; ihr Mund wurde trocken und ihre Zunge steif. Noch ehe der Priester kam, lief sie davon. Das Erkundigungszentrum erlöst von all diesen Schmerzen und Hindernissen. Es verhilft zahlreichen Suchern zu zwangloser und allseitig befriedigender Aussprache.

Das sind in grossen Zügen die Faktoren der Kath. Eroberung: Zeitungsreklame, Flugblätter, Autokapellen, Informationsstellen. Und das Ergebnis? Wie in Afrika, tausende von Bekehrungen! Und das klingt wieder so ernüchternd und verwirrend für den Busch- und Prairiepfarrer.

In Chicago hatte ein Priester in 21 Jahren 1300 Bekehrte aufzuweisen; macht durchschnittlich 100 im Jahr.

In Harlem (N.Y.) haben 2 Priesterbrüder die Mitgliederzahl einer Gemeinde zwischen 1933-47 von 318 auf 6.500 hinaufgeschraubt. Ihre Herde war anfänglich weiss gewesen. Je mehr die Weissen fortzogen, desto mehr liessen sich religionslose Schwarze in Revier nieder. Die Entwicklung war bis 1927 so weit gediehen, dass der Bischof die Pfarrkirche ganz an die Neger überwies. Die beiden Priester machten sich an die Arbeit und führen alljährlich 440 neue Schäflein ihrer Rumpfgemeinde zu.

Sogar Laienhelfer im Bekehrungswerk haben schöne Zahlen zu ihren Gunsten aufzuweisen. So hat ein einarmiger Round-house Arbeiter in Illinois 19 seiner Kameraden zur Kirche geführt und durch sie ihre Familien; im ganzen 100 Personen. Von 4 anderen hat jeder 25 Nichtkatholiken zum Unterricht und zur Umarmung der Wahrheit gebracht. Und der Prairiepriester??

Er steht, was Zahlen angeht, schlechter da als seine Brüder im ewigen Schnee. Die Oblatenmissionare unter den Eskimos hat es 16 Jahre genommen, den ersten Taufbewerber zu erobern. Seitdem haben sie, in 47 jährigen Bemühungen, 2.000 Heiden dem Reiche Gottes gewonnen. Und so geht es an allen Ecken und Enden der Erde. Was der hl. Petrus am Pfingstmorgen auf einen Schlag vollbracht, das wiederholt sich unter uns langsam und unmerklich immer wieder. Nur der Busch- und Landpfarrer scheint mit lehren Händen dazustehen. Woher diese Rückständigkeit?

Mir scheint, dass gerade er es in mancher Beziehung am schwersten hat. Es hängt halt manches von der Umgebung ab, in der wir leben. Und diese Umgebung in den dünnbesiedelten Gebieten des Westens ist der religiösen Eroberung nicht günstig. Keine Informations centres und Enquiry courses und Autokapellen helfen über diese Schwierigkeit hinweg.

Da sind die Protestanten unter uns. Ihre Kirchen tragen unzweideutige Zeichen des langsamen Verfalls. Dennoch steht ein guter Teil von ihnen noch stark unter dem Einfluss ihrer Prediger und sind deshalb noch arg in die Spinngewebe alter Vorurteile verwickelt. Wir kennen sie schon lange, diese lügenhaften Verzerrungen: Heiligenanbetung; Ablasshandel; Verbot der Bibellesung; Beichte als menschliche Erfindung; Coelibat (Ehelosigkeit) der Priester eine Perversion (seelische Verirrung). Aber wie alt und abgedroschen sie auch sein mögen, sie werden von den Predigern immer wieder aufgefrischt und tun immer wieder ihren Dienst. Sie halten gar manche gute Menschen der kathol. Beeinflussung fern.

Und bieten unsre abgefallenen und abgestandenen Katholiken etwa besseres Bekehrungsmaterial? Sie haben sich ihre eigene Weltanschauung zurecht gebraut

Jakobusbrief: III. 13-18

Rühmt sich einer unter euch, weise und umsichtig zu sein? Gut, dann beweise er dies durch sanfte Tat und kluges Benehmen.
Wurmt aber noch gelber Neid und Keifsucht in eurem Herzen, dann schweigt und lügt der Wahrheit nicht ins Gesicht!
Derlei ist nicht Weisheit vom Himmel, vielmehr Sinnlichkeit und Weltgeist aus der Hölle.
Wo Eifersucht und Gereitzheit herrschen, da steht Tor und Tür offen zum Unfrieden und zu aller Schlechtigkeit.
Die Weisheit vom Himmel preist man vor allem als bescheiden, friedsam, gutem Rate zugänglich, reich an Erbarmen und geistiger Frucht, frei von Parteilichkeit und scheinheiligen Wesen.
Nur Friedsame können Frieden bringen, diese herrliche Frucht der Gerechtigkeit.

und, wie verdreht diese auch immer sei, sich so hinein gebohrt, dass sie keinem verbessernden Zuspruch mehr zugänglich sind.

Sie sind verwelket, verdorret;
sie sind verdorben, gestorben!

Das Christentum ist keine Neuheit mehr für sie; es hat für sie längst seine Anziehungskraft verloren. Sie sind darin geboren und aufgewachsen. Meinen es zu kennen, obwohl sie es als königliche Himmelsgabe nie erprobt und als Perle und kostbaren Schatz im Acker der Welt nie erfasst haben. Das Gold seiner Lehre und Sakramente kommt ihnen vor wie Kaffeesatz, und sie haben es als vermeintlich nutzlos weggeworfen. Biete ihnen die Religion Jesu Christi von neuem an; sie fühlen sich beleidigt.

Wegen dieser Umstände kommt es zu wenig Einzelbekehrungen, und an Massenbekehrungen ist ja, wie bekannt, fast nirgendwo zu denken. Mit deren Möglichkeit hat man einmal vor 100 Jahren in England gerechnet. Als der heiligmässige Passionistenpater Barberi damit Ernst zu machen suchte, haben die Gassenbuben auf Anstiftung der Prediger hin Steine und Erdklumpen nach ihm geschleudert und von den Fenstern her kamen ihm Holzklötze an den Kopf geflogen. Was bleibt infolgedessen den Prairiepriestern übrig als still und ruhig ihre Stellung zu halten und sie so viel wie möglich nach innen auszubauen! All die eingewanderten rassischen Elemente ihrer Gemeinden durchs einigende Band des Evangeliums zur Einheit der Geister und Herzen zu verschmelzen und ihnen Antrieb und Auftrieb zu einem echteren und tieferen Leben in Gott zu geben!

Das scheint irdisch-menschich gesprochen kein beneidenswertes Los; in Wirklichkeit ist es etwas ungeheuer Grosses. Was kann es Erhabeneres geben als irdischen Pilgern zur Erreichung ihres ewigen Zieles verhelfen und zu einem Grad höherer Himmelsherrlichkeit! Ein Tropfen davon ist mehr wert als die ganze Welt.

Im Dienste dieser Aufgabe hält der Prairieseelsorger aus wie der Soldat in den Materialschlachten des ersten Krieges. Und darin liegt wahre Grösse. Denn stilles Dulden und Aushalten unter schwierigen Umständen und ohne sichtbaren und messbaren Erfolg ist schwerer und heldenhafter als fröhliches Drauflosstürmen im siegreichen Bewegungkampf.

Sollte es nicht auch segensreich sein für das Reich Gottes im grossen? Gebet und liebendes Selbstopfer waren für den hl. Pfarrer von Ars und die Kl. hl. Theresia die Mittel, um über die 4 Wände ihrer Behausung hinaus zu arbeiten und die Welt mit Segen zu erfüllen. Sie sind heute noch und zu allen Zeiten das Geheimnis der beschaulichen Orden, die als Heimatfront hinter jenen Gliedern der Kirche stehen, die sich in den vordersten Kampflinien betätigen.

Solch stilles Dulden und Aushalten sollte auch auf den einsamen Seelsorger selber seine Wirkung nicht verfehlen. Wir denken hier an einen Strassenprediger in Philadelphia, USA. Unermüdlich ist er mit seinem Stehkasten von Ecke zu Ecke gezogen. 17 Jahre lang hat er die boshaften Störungen und Unterbrechungen der Kommunisten abgewehrt. 17 Jahre hat er in Abgründe der religiösen Nichtwisserei und sittlichen Verirrung (Ehescheidung und Kindermord) hineingeschaut. 17 Jahre das mitleidige Grinsen von Spottvögeln über sich ergehen lassen. Und wie viele hat er bekehrt? Nicht einen einzigen, von dem er bestimmt wüsste.

Und doch glaubt er einen wahrhaft erobert zu haben, nämlich sich selber. Ist er doch durch all sein Studieren und Beten immer mehr in die Tiefe und Höhe und Weite der Geheimnisse Christi eingedrungen. Hat immer mehr die Herrlichkeit des Sohnes Gottes erkannt und die unvergleichbare Grösse Seiner Kirche, in der Er segnend durch die Jahrhunderte schreitet, und er hat dabei unendlich an seelischer Bereicherung gewonnen. Und keine Gewalt der Erde, versichert er uns, wird ihn jemals von ihr trennen.

Zahlen sind trügerisch. Zuletzt kommt es auf das Eine an, das der eingangs erwähnte Brief so trefflich hervorhebt. „Wir haben uns beide geopfert; ich im heissen Afrika und du im kalten Amerika. Wir haben beide getan was wir konnten, um dem L. Heiland Seelen zuzuführen“. Der eine führt sie zu des Heilands Füssen, der andere führt sie weiter in Seine Arme und hinauf zum Kusse Seines Mundes.

Herr, wenn ich dich nicht bei mir wüßte,
ich wagte nicht, den Weg zu gehen;
Denn Dunkel liegt auf jedem Tage,
Und Schweigen wird jeder Frage,
Und Sorgen düster mich umstehen.
Und doch will ich nicht mutlos werden,
Ich weiß, du läßt mich nicht allein;
Muß ich durch Einsamkeiten gehen,
Muß ich bedrängt und hilflos stehen,
Du wirst doch immer bei mir sein.
Und wenn mir deiner Weisheit Pläne
Auch hart und unbegreiflich sind,
So will ich dennoch dir vertrauen,
Will unerschütterlich auf dich bauen,
Du bist der Vater . . . . ich dein Kind! (e)

Das eingeloeste Versprechen

„Geht's noch in die Weite, Vater Berger?" Pfarrer Gerhard legte den Finger in sein abgegriffenes Brevier und wartete auf den Gruss des in Gedanken versunkenen Wanderers. Wie aus einem schweren Traume aufwachend hob Pius Berger sein bleiches Gesicht. Die ernsten Züge verwandelten sich in ein Lächeln, als Berger den Dorfpfarrer unter seiner Gartenlaube erblickte.

„Grad weit braucht's ja nicht zu sein. Aber es geht mir just wie Ihnen, Herr Pfarrer: der goldene Frühlingsabend lockt ins Freie, den einen zum Beten, den andern zum Sinnieren."

Die beiden waren sich nicht fremd. Pfarrer Gerhard war mit Bergers Familienchronik vertraut. In langjährhiger, treuer Zusammenarbeit hatte der Pfarrer Vater Berger als einen aufrichtigen, guten Menschen kennengelernt. Ein tiefes Mitleid war damals über ihn gekommen, als im vergangenen Winter das Schicksal so unbarmherzig in das häusliche Glück der Familie Berger eingegriffen hatte. Kurt, Bergers einziger Bub, war aus der muntern Schar der sechs Kinder plötzlich herausgerissen worden. Mit seinen Schulkameraden hatte er sich im frischen Schnee herumgetummelt. Eine unvorsichtige Schlittenfahrt — und es war geschehen! Man konnte den guten Buben nur noch als Leiche unter dem schweren Lastwagen hervorziehen. Seit diesem Tage hatte Pfarrer Gerhard Bergers Familie mehr als zuvor in sein Gebet eingeschlossen. „Wenn sie nur die Gnade haben, diese schwere Heimsuchung zu ertragen", das war die stille Sorge des priesterlichen Freundes. Pius Berger hatte grosse Pläne mit seinem Buben. Seit dem Unglücksfall dünkte es den Pfarrer, Vater Berger berge ein tiefes Geheimnis in seinem Herzen, das irgendwie auf seinen Buben Bezug haben musste. Ob Pius Berger es im wohl je einmal verraten würde? —

„So eine kleine Promenade im Duft des herrlichen Abends würde auch unserem Herrn Pfarrer nichts schaden! Kommen Sie mit?" — Diese freundliche Einladung kam für Pfarrer Gerhard etwas überraschend, aber um so willkommener. Vielleicht bot ihm die kleine, abendliche Wanderung eine Gelegenheit, den geprüften Mann aufzurichten und durch etwas Ablenkung den innern Schmerz Bergers zu lindern. Der Verlust des Sohnes hatte Vater Berger hart mitgenommen.

Gemächlichen Schrittes wanderten die beiden über den schmalen Feldweg an den erwachenden Matten und den kräftig treibenden Bäumen vorbei. Der Abendwind trug den Duft der ersten Blüten über die Wiesen. An der Feldegg, wo ein altes Holz-



kreuz die Landschaft überragt, blieben sie stehen. „Es war nicht meine Absicht“, sagte der Pfarrer, „heute abend Wunden aufzureissen. Nachdem ich nun aber weiss, dass Ihr die harte Prüfung so tapfer traget, wollen wir doch am Fusse dieses Kreuzes Gott danken für diese grosse Gnade!“

Eine Weile standen die beiden schweigend vor dem Kreuze. Dann unterbrach Berger die Stille, wies mit der rechten Hand auf ein kleines Haus im Tale und sagte: „Herr Pfarrer, sehen Sie das weisse Haus dort unten, hart neben dem Fluss?“

„Das sehe ich wohl, es ist das Vaterhaus Eurer guten Frau. Was soll es damit?“ fragte der Pfarrer verwundert.

„Herr Pfarrer, ich will Ihnen jetzt verraten, warum ich Sie gerade hierher geführt habe. Hier ist der Ort, an dem das Geheimnis um unsern lieben Buben selig seinen Anfang genommen hat.“

Die Nacht legte langsam ihre Schatten über das Tal. Die zwei Männer richteten noch einen Blick auf das eindrucksvolle Feldeggkreuz und traten den Heimweg an.

Und Vater Berger begann zu erzählen: „Das war damals, als ich meine liebe Verena kennengelernt hatte. In dem kleinen, weissen Haus, das ich Ihnen vorhin gezeigt habe, schien mir das Glück mit frohem Gesicht entgegenzulachen. Bald war ich auch mit den Eltern meiner Braut in Freundschaft verbunden, und ich denke heute noch viel an die herrlichen Stunden zurück, die ich mit diesen Leutchen verbracht habe. Als wir dann aber ernstlich daran dachten, unser eigenes Nest zu bauen, und als ich den künftigen Schwiegereltern von unsern Plänen und Absichten redete, da fuhr ein vernichtender Blitz in das friedliche Verhältnis hinein. „Herr Berger, zu einer Heirat werden Sie unser Jawort niemals erhalten!“, das war das Letzte, was mir Vater Eigenmann an jenem Abend ins Gesicht schleuderte. Der gute Mann hatte sich plötzlich in eine unverständliche Wut hineingeredet, als wäre ich wie ein Räuber in sein Haus eingedrungen. Ich stand da wie von Sinnen. Das waren auf einmal gar nicht mehr die gleichen Leute. Was mochte nur geschehen sein? Ich konnte mir keine andere Lösung mehr denken, als dass der Teufel mit aller Gewalt unser Glück zu zerschlagen suchte. Vielleicht war dieser Teufel irgendein Mensch, der uns den Frieden nicht gönnen mochte. Aber wer, um Gottes willen, wer?

Verena ging in ihr Zimmer und weinte laut auf. Was ich damals tat, weiss ich selber kaum mehr. Ich kam mir vor wie ein Heimatloser, Verbannter. — Es vergingen Wochen, bis ich wieder klar denken konnte. Zweimal begegnete ich Verena, und ich spürte, wie sie litt. Als ich ihr ein drittes Mal begegnete, steckte ich ihr schnell ein Brieflein zu. Sonntags darauf trafen wir uns — beim Feldeggkreuz. Verena sah sehr müde aus. Sie fing an zu zittern, als sie mir erzählte, dass Vater und Mutter seit jenem Abend kalt und fremd zu ihr seien. Unsere Liebe war aber so gross und heilig, dass wir uns um keinen Preis mehr trennen lassen wollten. Es waren aber doch die Eltern, die nein sagten, und vor Elternwort hatten wir beide einen heiligen Respekt. Was tun? Wir rieten und überlegten, und kamen an kein Ziel.

In dieser beklemmenden Herzensnot wandte sich Verena zum Kreuz und sagte: „Pius, wir wollen vernünftig sein. Wenn Gott unser Vorhaben segnen will,

An die Immakulata

Du stehst so fern am Himmel,
Maria, hoch und hehr und rein,
umkleidet von der Sonne,
umstrahlt von klarem Sternenschein.
Und wir sind arme Sünder,
geh'n müde hier im Erdenstaub,
dem Tode sich're Beute,
dem Teufel wohl ein leichter Raub.

Da hören wir dich rufen
und schauen froh und mutig auf
und wagen es, zu laufen
gar flink zu dir und Gott hinauf;
denn sieh', von deinen Armen
winkt uns das holde Gotteskind,
durch das wir alle deine
und Gottes liebe Kinder sind.

O, laßt uns eilig laufen
zur allerreinsten Jungfrau hin,
zu aller Gnaden Mutter
und wunderguten Mittlerin!
Sie nimmt uns arme Sünder
als ihre Kinder gnädig auf.
Sie führt uns gut auf Erden
und gut bis hoch zu Gott hinauf.

P. Paul Joest, O.M.J.

dann vermag er alles, um uns zum Ziele verhelfen. Liegt es aber nicht in seinen Plänen, dann wollen wir uns in Ergebenheit beugen. Er möge uns doch bald den rechten Weg weisen! Was meinst du dazu, Pius?" —

Ich freute mich zutiefst über diese heldenhafte Einstellung Verenas und spürte jetzt erst recht, dass es kein Zurück mehr geben konnte. Ich fühlte eine Kraft in mir aufsteigen, die stark genug war, jedes Opfer zu bringen, um diese Frau zu erringen. Und dann kam das Versprechen. Ich presste Verenas Kopf zwischen meine beide Hände, schaute ihr tief in die Augen und gelobte: „Wenn Gott uns die Gnade schenkt, dass wir in Frieden und mit Einverständnis deiner Eltern unser Familienglück gründen dürfen, dann soll ihm zum Dank — — unser erstes Kind geschenkt sein! Verena, bist du einverstanden mit meinem Versprechen?"

Wie in Verklärung fingen die Augen Verenas an zu leuchten, und über ihre Lippen kam ein festes Ja. —

Als wir nach anderthalb Jahren auf „Sonnenberg" unsere unvergesslich schöne Hochzeit hielten, war die ganze Nachbarschaft verwundert, dass Familie Eigenmann daran teilnahm. Verena und ich aber dankten am Fusse des Muttergottes-Altares für die glückliche Wende. Und als gar Vater und Mutter Eigenmann die ersten waren, die uns in unserem neuen Heime besuchten, da war unser Glück ohne Schatten.

Und wieder wurde es Frühling. Ein sonniger Maientag war's. Vor der Pfarrkirchentüre wartete eine Taufeten auf den Priester. Neben der Hebamme stand stolz Götti: Vater Eigenmann. „Wie soll das Kind heissen?" — „Kurt Ferdinand!" — — es war unser Bub. Bald kam ein Schwesterchen nach, ein zweites — ein fünftes.

Inzwischen wurde Kurt gross und stark, ein geweckter, lebiger Kerl. Ich war stolz auf ihn. Und je mehr er heranwuchs, um so mehr stieg in mir die Hoffnung, dass Gott unser Versprechen



durch einen frommen, guten Priester belohnen würde. Kurt war damals elf Jahre alt. Da geschah das Unglück!

Herr Pfarrer, das war ein schwerer Tag, das können Sie mir glauben! Als man den toten Buben aus unserm Hause trug, da wollte mir das Herz stillestehen. Da gingen meine Gedanken zum Feldeggkreuz hin und meine Seele durchzitterte ein Gefühl von Ruhe und Frieden. Ich ging zu Verena, und mühte mich, auch sie zu trösten. „Verena, unser Versprechen ist jetzt eingelöst! Anders zwar, als wir es meinten. Aber: was Gott tut, ist immer wohlgetan. Wir wollten schenken, Gott wollte nehmen. Und er nahm." Da schaute sie mich mit ihren geröteten Augen lange an. Dann sprach sie das gleiche, ergebene Ja wie damals. — So Herr Pfarrer, jetzt wissen Sie, warum Sie um uns nicht kümmern müssen."

Die beiden waren derweilen beim Pfarrhaus angekommen. Der Pfarrer blieb beim Gittertor stehen und schaute einen Augenblick lang versonnen über die blühenden Apfelbäume seines Gartens hinweg in die dämmernde Nacht. Dann streckte er seinem Begleiter die Hand entgegen: „Bhüet Euch Gott, Berger. Es ist schön bei solchen Menschen Pfarrer sein zu dürfen; schön ist das, Berger." — Beim Nachtgebet fügte der Pfarrer eine aussergewöhnliche Bitte an: „Lieber Herrgott! Wenn du grad einen vorrätigen Buben in Deiner göttlichen Vorsehung hast, sei so gut . . . und schick ihn dem Berger! Amen."

Beat Am See.

vom Schusterseppel



Liebe Leit!

Ich, wo ich diese story mit eigne Unnerschrift unnerzeichne tu, muss mir die Ehre anlege dass ich ein guder Mitorbeiter vom Mariabot bin was geischtige Orbeit is wo net jeder Mensch schaffe kann vonwege weil der Mensch einen guden Kopf fier uf selle geischtige Orbeit hobe muss. In meine geischtige Orbeit tu ich unnerschiedliche geischtige Menschen contacte was auch eine Ehre fier uf meinen ehrlichen Nomen is vonwege weil das Geischtige more important is als das Fleischliche was welches Fleischliche der Mensch ober net verachte darf vonwege weil er doch esse muss und vonwege weil die doctors vorschreibe wie dass der Mensch Fleisch esse muss ober net zu viel vonwege die digestion. Das Fleischliche soll der Mensch mit Mass essen ober das Geischtige soll er alle Täg practisen was welles Geischtige ober keine geischtige Getränke net sein derfen vonwege weil selles den Menschen vermixt und b'suffe moche tut. Ober das Geischtige sollen mir practisen wie das es im geischtigen Halszier geschriebe is wo mir alte und ehrbore katholische Leit aus Russland mit doher in die country gebrocht hen.

Von wege meine geischtige contacts mit geischtige Leit hob ich in Ehrfohrung gebrocht wie dass uf den fienften July der Poter, was sich Refferent Poter Joseph Schneider schrabe tut und iemmer die schene stories fier den Mariabot ufsetzt, sein silver jubilee celebraten werd. Selles silver jubilee is ein grosses Fest indem dass der Poter an sellem Tog fier fienfundzwanzig Johr die Mess lest und das Prädigen ausieben tut was eine schwere Orbeit is von wegen das critisizen von die Leit wo iemer sogen, selle Prädigt is zu lang und selle zu kurz, selle zu laut und selle zu leise und der Poter muss alles ständen und muss prädigen bis uf sein silver jubilee und nochher noch bis uf sein golden jubilee was mir ihm alle anwienschen vonwegen weil mir im Geischt mit ihm celebraten, was ober net wohr is vonwege weil ich es besser gleichen tät wenn mir auch im Fleisch mit dem Refferent Poter Joseph Schneider celebraten könnten vonwege weil der Mensch uf solle celebrations unnerschiedliche Leit mieten kann und auch fier uf das Essen invited werd was mir orbeitsame Leit appreciaten vonwege weil mir das Essen gleichen.

Der Refferent Poter Joseph Schneider is ein geischtiger Mensch wie ich, wo der printer ober gut spellen muss vonwege weil er eimol geschriebe hot der garschtige Schusterseppel und net der geischtige Schusterseppel was mir keinen guden Nomen net gebe hot. Fier uf den Refferent Poter Joseph Schneider wär das eine Beladigung und fier die ganze katholische Kerch auch indem das Refferent Poter Joseph Schneider genau so gut schrabe kann wie ich nur dass er noch net so alt is wie ich ober noch die Erfohrung bekomme werd wo ich hobe tu was im russischen Milidär die Uneroffizierschule gestudiert hot und auch im Ehestand ein gudes Leben gefiehrt hot und heit uf Kinner und Kinneskinner bis in das vierte Grad schauen kann was mir hier in unsre country uf gudes deitsch die vierde generation nennen.

Der Refferent Poter Joseph Schneider is ein Refferent Poter und ich bin keiner net vonwege den Ehestand was ich eingange bin und ich hob ieber meine Pauline, was mein mir getreichlich angetrautes Weib is, heit noch g'sogt, Pauline, selles bereu ich net vonwege weil der Ehestand auch gesegnet is, ober liebe Leit, der Prieschterstand is noch mehr gesegnet vonwege weil er ein ganz heiliger Stand is was der christkatholische Mensch respecte muss und aus soller Ursach is der Refferent Poter Joseph Schneider ein Refferent Poter und alle anre Päter sein es auch.

Ich tu mich gut uf die Päter auskenne und ich tu soge, solle Wissenschoft wo uns der Refferent Poter Joseph Schneider im Mariabot gebe tut sein keine dumme stories net ober eine Wiessenschoft vom Geischt, wo uns verzählt wie dass der Mensch sich verholte soll und wie dass mir Gerechtigkeit und christliche Liebe practisen sollen was ich iemmer meine Kinner und meine Enkelkinner vorhalte ober die wollen net hören vonwege weil die Jugend heitzutog net mehr so is wie mir gewest wo

mir alle Täg in die Mess gange sind und den Poter respected hen ober heit sein mir auch anners indem dass mir auch unnerschiedliches tun wo dass der Refferent Poter Schneider in seine Mariabotstories verbiete und unnersage tut.

Leit, ich tu mich uf die Prieschter auskenne und was ein silver celebration is is ein silver celebration wo mir wiessen dass der Poter schon fienfundzwonzieg Johr die Mess singe tut was welles Singe ober net die grösste Wiessenschoft von einen Poter is vonwege weil unnerschiedlicher Päter dreissig Johr die Mess singe und noch länger und es tut iemmer ärger werde besonders beim Ite Missa est wo net easy zu singe is wo ober die Leit gleich uffstehen und aus der Kerch laufe wie als wenn ihr Haus verbrenne tät. Selles is net katholisch und kein Anstand net. Die Leit solln in der Kerch bleibe bis das der Poter vom Altor fort is, und in the second place solln sie wiesse und zur Kenntnis nehme wie dass das Singe net die grösste Wiessenschoft von die Päter is ober das Prädigen und das Katechismus teache und fier den Mariabot und anre katholische Zeitunge schreibe, desch is die grösste Wiessenschoft wo net alle Menschen hobe.

Ich hob die Erfohrung Leit, und selles kennt's ihr mir glaube. Ich bin in Battleford gewest wo sie die Prieschter trainen und wo jetzt der Mariabot geprinted werd denn solle geischtige Arbeit tut mich arg interessiere. In Battleford hob ich sellen Bruder gemiet wo ich acht Johr zurieck das erschte mol gemiet hob und ich hob gefrogt, heiliger Bruder, hob ich gefrogt, wo is denn der Alleroberschte? Und der Bruder hot zurieckgebe: Tut's net heiliger Bruder soge vonwege weil desch net mein titel is, und ich weiss jetz wie dass men einen Bruder anspreche sol.l Ober do in Battleford tun sie arg uf das Geischtige achte und die was uf Prieschter studiere hen den ganze Tag zu schaffe fier um das Ladeinische im Messbuch und im Brevier verstehe. Der Refferent Poter Schneider wo jetzt fienfundzwonzig Johr Prieschter is tut sich sehr gud uf das Ladeinische verstehn aus was weller Ursach er der Oberschte geworde is ober net der Alleroberschte von die Oblate vonwege weil der Alleroberschte Provincial heisst und in Saskatoon hucke tut wo er alle Kommandos fier alle Oblatenpäter gebe tut indem dass der Refferent Poter Schneider auch Kommandos gebe kann ober nur zu die Päter was in seinen Distrikt hucke was auch eine grosse responsibility is vonwege weil bei die Päter alles gehn muss wie beim Milidär und was ein guder Oberschter is werd auch amol Alleroberschter und is nochher ein Verry Refferent wo man arg respecte muss.

Ich hob ieber meine Pauline g'sogt wo mein Weib is, Pauline, hob ich g'sogt, mir fohre uf den fienften July uf Mendham um das silver Jubilee celebraten ober die Pauline hot mir den advice gebe net zu fohre indem dass sie meint die Päter tun keine Zeit net fier mich hobe und auch kein room net indem dass mir keine Freindschaft in Mendham net hen. Ober ich bin von die opinion wie dass alle Päter meine geischtige Orbeit respecte und appreciate und aus soller Ursach tun sie es als eine Ehre considern wenn ich bei sie komm und sell is auch wohr indem dass ich ein guder katholischer Schreiber bin ober ich verlong net dass man mir die Ehr antut und mich in der country zu alle Leit introduced indem dass der Katechismus sogt wie dass mir bescheiden sein soll und die Demut practisen miessen was ich hiermit bestätige und sog der Katechismus is wohr und seine Lehr is gut. Ober wenn meine Pauline zusogt geh ich doch uf Mendham.

Fier um den Refferent Poter Schneider eine Ehr anzutun hob ich ein Gedicht g'schriebe vonwege weil ich mich uf das Schreibe gut versteh indem dass ich ein geischtiger kadolischer Schriftsteller bin ober die Pauline hot g'sogt wie dass solles Gedicht zu lang is und der Poter vom Mariabot werd's net h'neinstelln ober ich tu doch etwas vom Gedicht h'neinschiecke was welles Gedicht so geht:

Fier den Refferent Silverjubilant.

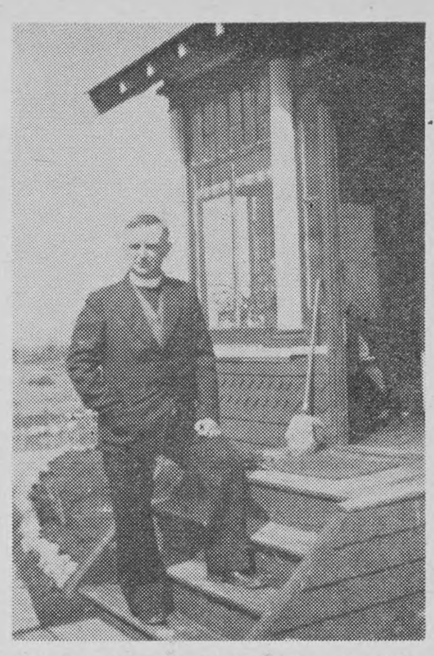
Fienfundzwonzig Johr
Seid's Ihr am Altor,
Reffrent Poter Joseph Schneider,
Und ich sog, macht's nur so weider
Mit dem vielen guden preachen
Und dem Katechismus teachen.
Schreibt's fier den Mariabot
Und die Kerch hot keine Not,
Denn ihr seid's ein grosser Mann,
Wo die Worheit soge kann,
Und wo fighted stets mit Mut,
Selles ober is sehr gut,
Weil die Kerch viel Feinde hat,
Poter Schneider, ein vivat!

Liebe Leit, selles vivat wo am End von meinem Gedicht steht is was Ladeinisches wo uf deitsch heisse tut: Tut's ihm die Ehr an und es is kein leichtes Stieck net uf deitsch und uf ladeinisch zu diechte vonwege weil der Mensch viel Wiessenschoft und Erfohrung hobe muss um solles zu unnernehme ober ich will Eich net mit dem Ladeinische ploge vonwege weil es zu viel trouble fier eich is indem dass ich dem Refferent Poter Joseph Schneider fier uf sein silver jubilee G'sundheit und langes Läben anwinsche tu und auch Gottes Segen was ja die Hauptsoch is und was ich jetzt mit meine Pauline als Zeuge eigenhändig unnerzeichne von Eirem

Schusterseppel

kadolischer Schriftsteller vom Mariabot.

Pater Schneider's Marienbotenarbeit



Pater Joseph Schneider O.M.I.

Es ist wirklich interessant einmal Uebersicht über alles zu halten, was Pater Joseph Schneider während der letzten zehn Jahre für den Marieboten geschrieben hat. Man braucht nur die Titel der Artikel unseres hochwürdigen Jubilanten zu nennen, und man sieht sofort, wie weit das Feld der geistigen Arbeiten, Interessen und Sorgen unseres Priesterschriftstellers reicht.

Artikel in 1939-1940: „Warum Schutzengel?", „Das Padlock Gesetz", „Zum Allerheiligenmonat", „Der Weg zum Glück", „Der Oblatenorden beim Jahresbeginn 1940", „Affenabstammung", „Gott und der Krieg", „Jazz-Musik", „Maria Maienkönigin", „Zum Feste Petrus und Paulus", Erinnerungen aus dem Weltkrieg".

Artikel in 1940-1941: „Die Heidenmissionen im Krieg", „Toren um Gottes Willen", „Notwendigkeit wahrer Tugend", „Erlösung und Rätsel der Unerlöstheit", „Vierfacher Weltplan Gottes", „Wiedervereinigung im Glauben", „Memento homo — oder Menschliche Beschränktheit", „Warum? Eine Kriegsbetrachtung", „Die Kriegsziele Gottes", „Aus der Volksmission des Westens".

Artikel in 1941-1942: „Die grossen Familien", „Die ersten Priester im kanadischen Westen", „Eine Pilgerfahrt nach St. Albert", „Weltverbesserung und Welterlösung", „Unverstanden (Priestertum)", „Das letzte Wort am Kreuze", „Maiandacht", „Die Herz-Jesu-Andacht", „Ist das nicht sonderbar? (Kulturbetrachtung)", „Religion in der Schule", „Die Religion im Krieg".

Artikel in 1942-1943: „Unsere Laienbrüder", „Christus König", „Dreifacher Advent", „Die grösste Liebe", „Gute Lesung", „Materialismus", „Die biblischen Ereignisse der Osterzeit", „Der dreisprachige Kreuzestitel", „Eine neue Religion nach dem Kriege?", „Ein Blick in Gottes Werkstatt", „Im Element", „Von der Schweigsamkeit".

Artikel in 1943-1944: „Frauenkleidung", „Die soziale Frage", „Gloria Deo — Pax hominibus", „Die Angst vor dem Uebernatürlichen", „Passionsblumen", „Programm der wirtschaftlichen Selbsthilfe", „Merkmale der wahren Kirche Christi", „Es ist Gesetz", „Heiliger Radikalismus", „Und es war ein gross' Gewimmel".

Artikel in 1944-1945: „Abschied von der Welt", „Gott in seinen Heiligen", „Frauenadvent und Frauenweihnacht", „Taufe und Taufnamen", „Karfreitag und Ostertag", „Das Buch der Bücher", „Die soziale Frage", „Früh übt sich wer Meister werden will".

Artikel in 1945-1946: „Demokratischer Mehrheitsrummel", "Pater Wilhelm Schulte O.M.I.", „Das geringere Uebel (Familienbetrachtung)", „Im Land des schwarzen Bären", „Gottes geheime Gerichte", „Des deutschen Volkes Schicksal", „Das Schicksal des Abendlandes", „Grausamkeiten (Krieg und Nachkriegszeit)", „Das Reich Gottes in seiner Uebernatürlichkeit", „Die Verwirklichung einer neuen Welt".

Artikel in 1946-1947: „Maria — eine gewöhnliche Frau?", „Feinde der Wahrheit", „Das Reich Gottes in seiner irdischen Erlösung", „Wunderträume (im Leben der Heiligen)", „Madamme Brault, eine neuzeitliche Heiligengestalt", „Karfreitagsschweigen", „Das Fegfeuer", „Kirchliche Aussichten in England", „Das katholische Priestertum in der Welt".

Artikel in 1947-1948: „Zum Missionssonntag", „Herrgottswetter", „Der Dauerkampf um die goldene Mitte", „Die frohe Botschaft", „Lehren aus der Passionszeit", „Hunger in Mitteleuropa", Mikkrobenangst", „Unsere 1948 O.M.I. Goldjubilare", „Der Weg zur einen heiligen Kirche".

Artikel in 1948-1949: „Katholische Anziehungskraft", „Raubkapitalismus", „Der neue Kalender", „Fastenzeit", „Christi Sieg über den Teufel".

Diese 96 Marienbotenartikel nehmen 221 Marienbotenseiten ein. Sie gäben ein Buch von ungefähr 440 Seiten. Dieses Buch würde man in folgende Kapitel einteilen:



1. Kapitel: Christliche Kulturbetrachtungen — 43 Aufsätze.

2. Kapitel: Geistiges Leben und Bibel — 38 Aufsätze.

3. Kapitel: Aus dem Oblaten Leben — 8 Aufsätze.

4. Kapitel: Wirtschaft — 5 Aufsätze.

5. Kapitel: Selbsterlebtes — 1 Aufsatz.

6. Kapitel: Geschichtliches — 1 Aufsatz.

Diese Einteilung der schriftstellerischen Arbeiten unseres Jubilanten zeigen uns in aller Deutlichkeit, wohin seine Interessen zielen. Vergeistigung des Kulturlebens und heiligende Vergeistigung der Einzelmenschen sucht Pater Joseph Schneider zu zeichnen und zu verwirklichen. Im Kulturleben geht es ihm um durchchristlichte Politik, Wirtschaft, Kunst, Erziehung und Familiengemeinschaft. Fast in allen seinen Kulturbetrachtungen erwähnt er diese Punkte. Nur in fünf Artikeln spricht er von der Wirtschaft allein. Warum sich nur fünf ausschliesslich wirtschaftliche Artikel unter seinen vielen Aufsätzen finden, ist sehr leicht zu verstehen. Pater Schneider will nicht Wirtschaftler sein, sonder christlicher Denker und Führer. Er will nicht nur wirtschaftliche Gerechtigkeit, er fordert Gerechtigkeit des Gewissens dem Schöpfer gegenüber.

Diesen Ziele gibt er in seinen 38 rein geistigen Artikeln tiefsten Ausdruck. Er spricht dort von Heiligen und von der Heiligung der Seele, vom Worte Gottes und von den grossen Ereignissen im Leben Christi, wie sie sich uns im Laufe des Kirchenjahres segnend und lockend vor den Geist stellen. Und Pater Schneider erzählt nicht nur: Er überzeugt und er rüttelt auf — immer hoffend, recht viel Gottessamen in die Seelen streuen zu können.

Als Oblatenmissonar von Herz und von Seele hat Pater Joseph

Schneider auch seiner Mitbrüder nicht vergessen. In acht Artikeln erzählt er uns von ihnen, und was er sagt, ist allen höchst interessant, die gerne etwas aus den Missionen wissen möcten.

Ein Artikel ist geschichtlich. Er sollte eigentlich unter die Gruppe „Kulturbetrachtungen" kommen. Da er aber Pater Schneiders Geschichtskenntnisse besonders stark betont, haben wir ihm ein eigenes Kapitel gegeben.

Von sich selbst erzählt Pater Schneider — in seinen Erinnerungen aus dem Weltkrieg — nur einmal, und das auch nur indirekt.

Ein Schriftsteller wie Pater Schneider hat selbstverständlich seine Kritiker. Die aller meisten schreiben der Schriftleitung: „Pater Schneiders Artikel sind grossartig." „Pater Schneiders Artikel werden immer zuerst gelesen." „Hut ab vor einem Mann wie Pater Schneider."

Andere — und das sind wirklich nur einzelne — schreiben: „Zu fromm(!)", „Er ist ein Deutschhasser!", (Dieses wurde vor neun und vor zehn Jahren von Nazifreunden gesagt). „Der Pater soll über andere Dinge schreiben, nicht über Frauenkleidung!" Alles falsch, was er über Wirtschaft schreibt!" „Sein Christentum ist einseitig katholisch" (Ein Baptist). „Pater Schneider ist auch vom Teufel, er isst Fleisch wie alle, die der Bibel nicht gehorchen wollen" (Ein Vegetarier). „Was nützen uns die Wunderträume der Heiligen und die Madamme Brault, wenn die Deutschen nichts zu fressen haben? Warum schreibt Pater Schneider nichts über die Hassträume der Russen, Engländer und Amerikaner? Wir wollen ‚fressen', nicht Heiligkeit!"

So geht es hin und her und so macht man es gewöhnlich: Die Besten werden zum Anhänger Satans gestempelt oder wenigstens zu Menschen gemacht, die aber auch garnichts „wissen".



Vater hilft.

Wer öffentlich arbeitet, muss sich auch öffentlicher Kritik — der Kritik des guten und der Kritik des bösen Willens — aussetzen. Man muss Mann sein, wenn man der Meinung der Oeffentlichkeit standhalten will, damit das Gute und das Wahre gewinne.

Wir freuen uns, unserem hochwürdigen Jubilanten jene Anerkennung geben zu können, die er sich verdient hat. „Verachtet mir die Meister nicht und ehrt mir ihre Kunst, was ihnen hoch zum Lobe spricht. fiel reichlich Euch zur Gunst", sagt der alte Hans Sachs in den „Meistersingern". Dieser altdeutsche Sinnspruch hat uns geleitet, die hier vorliegenden Zeilen zu schreiben. Wir schliessen mit dem Wunsche: Möge Pater Joseph Schneider O.M.I. uns noch recht lange Hauptteil unseres Marienboten bleiben!

Der Schriftleiter.

Der Rosenkranz

In der Marienkirche vom Siege zu Paris steht in einer Nische ein herrliches Standbild der Schmerzhaften. Um den Schultern des Gnadenbildes hing durch lange Zeit ein Rosenkranz aus Gold und Edelstein. Wie kam dieser dorthin?

Vor nicht langer Zeit lebte in Paris ein Bankier. Eines Tages verschwand ein namhafter Betrag aus dem Geldinstitute. Man verdächtigte den Bankier des Institutes. In einem geheimen Briefe forderte der Vorsitzende des Institutes den Bankier auf, den Betrag bis zum anderen Tag mittags zu erlegen, widrigenfalls er mit seiner Verhaftung zu rechnen habe. — Der unschuldig Verdächtigte geriet in Verzweiflung. Außerstande für den Betrag aufzukommen, beschloß er freiwillig in den Tod zu gehen. Er schrieb Abschiedsbriefe, den ersten seinen Vorgesetzten. Darin beteuert er seine Unschuld und eröffnet, daß er die Schmach der Verhaftung sich und seiner Familie ersparen wollte und daher freiwillig in den Tod gehe. Das gleiche berichtet er in einem weiteren Briefe seiner Frau und Tochter, bittet sie um Verzeihung und um das Gebet für seine arme Seele. Und nun ladet er den Revolver. Fünf Minuten hat er noch Zeit bis zur Erschießung. Er raucht seine letzte Zigarette und betrachtet dabei seine Uhr, wie die Minuten verrinnen. Noch hat er zwei Minuten zu leben, da hört er Schritte, die auf die versperrte Tür losgehen. Er kennt sie, sie sind die Schritte seiner kleinen Tochter. Nun heißt es still sein, sagt sich der Vater. Die Kleine klopft zuerst, dann poltert sie, dann stampft sie mit den Füßen, bis der Vater in aller Eile alles wegräumend die Türe öffnet.

Vater, so beginnt das Töchterlein, du bist heute so traurig, komm mit mir in die nahe Kirche, es ist der erste Freitag im Oktobermonat, wir wollen zusammen den schmerzhaften Rosenkranz beten, wirst sehen, die Himmelmutter nimmt dir den Schmerz von der Seele.

Und bevor sich der Vater umsieht, hat ihm die Kleine den Hut auf den Kopf gedrückt und von Daheim in die Kirche entführt. Dort angekommen, findet sie die Nische der Schmerzhaften leer und nun macht sie die Vorbeterin, der Vater muß laut mitbeten. Beim ersten Geheimnis: Der für uns Blut geschwitzet hat — schaut er gleichgültig vor sich hin; beim zweiten: Der für uns gegeißelt worden ist — blickt er zur Gnadenstatue empor; beim dritten: Der für uns mit Dornen gekrönt worden ist — perlen ihm reichlich Tränen aus den Augen über das Antlitz; beim vierten: Der für uns das schwere Kreuz getragen hat — fällt er ohnmächtig hin zu den Füßen der Schmerzhaften. Eilig schafft das Töchterlein ein Auto herbei, das den noch immer ohnmächtigen Vater in die Wohnung bringt. Nach längerem Bemühen eines Arztes kommt er endlich zu sich. In diesem Momente erscheint auch der Diener des Bankpräsidenten und und überreicht einen weiteren Brief an den Bankier. Und der Inhalt? Der richtige Dieb ist gefunden, hinter Schloß und Riegel, man möge die Bedächtigung entschuldigen, überdies ein ansehnlicher Betrag von der entwendeten Summe zur freien Verfügung des Bankiers.

Jetzt erst berichtet der gerettete Vater Frau und Tochter über den Vorfall. Und die Kleine? Vater, die Gottesmutter hat dich gerettet durch das Rosenkranzgebet.

Von der übersandten Summe wurde der kostbare Rosenkranz angefertigt zum Danke für die Errettung des Vaters und als ständiger Mahner, daß die Gottesmutter durch das Rosenkranzgebet auffallend hilft.

Dr. J. Lex.

Jedenfalls kommt es öfter vor, daß es Leute gibt, die gerne lange Reden halten, als daß es solche gibt, die gerne lange Reden anhören.

An den Reden erkennt man den Toren,
Wie den Esel an den Ohren.

Anerkannte Redlichkeit
Bürgt euch mehr als Schrift und Eid.

Ist das Wasser aufgetaut,
Mag es über die Felder fließen.
Hat Gott Gold dir anvertraut,
Darfst du's nicht verschließen.

Die ewige Braut

Von Marie Herbert.

Die Gschwendtner-Marie und der Huber-Tony sassen nebeneinander auf der Bank im kleinen Vorgärtchen, rings umsponnen von den grünen Weinranken, die schon der Grossvater Gschwendtner an die Mauern gepflanzt. Recht ein heimliches Platzerl war's. Auf den Beeten blühten feurige gesunde Volksblumen, Flox, Malven, Zentifolien und Fuchsien; vor dem vergitterten Heiligenhaus an der Wand, in dem eine g'schmerzte Maria wohnte, standen grossmächtige Geranienstöcke, die unermüdlich waren im Blühen von wegen richtigen Dungs und bester Pflege.

Das Häuserl, vor dem die Bank der Liebesleute stand, war äusserst schmuck. In jedem Frühjahr wurde die Tünche erneuert, so dass es allezeit schneeweiss und blitzblank hervorleuchtete zwischen den grauen und braunen Gefährten der entlegenen Vorstadtgasse.

Aber diese entlegene Gasse hatte nur eine Häuserreihe, die sich in einiger Entfernung am Kai eines Donauarmes hinzog und den Fenstern dieser Häuser den Blick auf das Wasser und die hohen Erlenbäume des gegenüberliegenden Ufers gestattete. Hinter den Erlenbäumen hoben die majestätischen Domtürme ihre gotischen Spitzen in den Himmel empor, edel und stolz, wie Wegweiser zur Ewigkeit.

Die Gschwendtners waren immer stolz auf ihr Anwesen gewesen und hatten auch guten Grund dazu, weil es gar so freundlich und friedlich dalag — recht wie eine gute, gesicherte Heimat. Und so hell wie's von aussen herschaute, war's auch drinnen. Weissgescheuerte Ahorngeräte — gutes Kupfer und Messing — jedes Stück altväterisch und echt, nirgends Tand und Unnötiges.

Dass die Gschwendtner-Marie in dem Hause gross geworden war, sah man ihr an.

Ein schmales, helles Gesicht, ernste, entschlossene Augen — treu und brav bis auf die Knochen.

Eine Schönheit war sie weiter nicht, aber jemand, auf den man Häuser bauen konnte, und dazu eine, die ganz genau wusste, was sie wollte — die Gutheit in Person, die keinem ein falsches Wort und einen unlieben Blicke geben mochte und der doch jeder Achtung und Ehre zugestand.

Dennoch hatten alle sich gewundert, dass der Huber-Tony mit der Marie ging. Sie passten so gar wenig zueinander — nach den Begriffen der Vorstadtleute.

Der Vater des Huber-Tony hatte ein grosses Kolonialwarengeschäft — das gangbarste in der Vorstadt und galt für reich.

Der Huber-Tony war der einzige Erbe, hatte aber keine Freude am Geschäft, sondern ging modisch gekleidet, hielt sich ein Reitpferd und jagte mit den grossen Herren. Unruhigen Geistes war er und fing manches an, das nicht zum Ende kam.

Dass der auf die Gschwendtner Marie verfiel, deren Leute von alters her Seilermeister gewesen waren, konnten die meisten nicht begreifen, und oft begriff's der Huber-Tony selber nicht. Die Marie war aber gar nicht so überwältig von der Ehre. Sie hielt sich nicht gering und sagte mit Stolz: „Ein unbescholtener Name ist der beste Adelsbrief."

Niemals war in der Gschwendtner-Familie ein schwarzes Schaf gewesen — grundehrlich, grundbrav hatten sich alle durchs Leben geschlagen von Urvaters Zeiten her.

Beim Huber-Tony war es nicht ganz so bestellt. Der Grossvater Huber hatte zweimal einen nicht ganz sauberen Konkurs angesagt — und knauserig war der Alte gewesen. Davon erzählte man sich manches ergötzliche Geschichten. Immer hatte er als Personal nur Lehrbuben gehabt, die kein Gehalt bekamen. Und wie diese Lehrjungen lernen mussten, von nichts zu leben, das war sein Geheimnis; aber so führt der Weg zum Geldsack.

Nun, diese Zeiten waren dahin und reichen Leuten trägt man bekanntlich nichts nach, Geld schafft Achtung und Liebe.

Also der Huber-Tony sass neben der Gschwendtner-Marie und da sagte er:

„Sag doch Deinen Leuten, Mariele, dass sie nicht immer aufs Heiraten drängen!

Mich verdriesst's. Ich mag noch nicht. So ist's viel schöner. Man ist nur einmal jung und wenn wir so immer beieinander sind, wird die Liebe bald durch den Schornstein fliegen."

Er war ein hübscher Junge, der Tony. Ein blondes, weiches Gesicht und zärtliche Augen, die ihm die Herzen gewannen. Aber was blasiertes war an ihm. Er hatte viel gelesen und auch ein bisschen gelebt.

Die Marie schob seinen Arm von ihren Schultern herab,

„Da schau her, Tony, wie grundverschieden wir sind. Du und ich. Ich wenn einen Menschen gern hab, jede Stunde, jede Minute möcht' ich bei ihm sein und ihn nimmer auslassen in Gedanken. Manchmal denk' ich, ob's auch seine Richtigkeit hat damit, dass Du vorgibst, mich so arg lieb zu haben.

Wenn's nur ein G'spiel ist, dann sag's beizeiten, die Türen sind offen — es hält Dich niemand."

Stolz und strack steht sie da wie eine Kerze. Er wusste, dass sie ihn nicht halten würde, und das fesselte ihn an sie. Er war ein weicher, schwankender, verzärtelter Charakter, ihre Sicherheit tat ihm wohl, kräftigte ihn. Es gab keine mehr wie sie, das Gefühl hatte er.

Uebrigens war die Liebe mit den beiden gross geworden. Alle Buben der Vorstadt gingen der Marie zu Gefallen und stets hatte sie nur Augen gehabt für den Tony.

Sie war so stark und gerade, so treu und ausdauernd, er so unstet, so selbstsüchtig, und doch feiner und liebenswürdiger als alle.

Und hübsch war der Tony.

Keiner auf der weiten Erde konnte sich mit ihm vergleichen, so dachte wenigstens die Marie.

Seine Stimme aber war ihr das Liebste an ihm. So eine weiche, gute Stimme hatte er, die bat, schmeichelte und ihr tausend nette Sachen sagte. Oft schloss sie die Augen, nur um ihn besser reden zu hören, solch einen Wohlklang hatten seine Worte für sie.

Plötzlich bekam der Tony einen Einfall, just sehen wollte er, was die Marie tät, wenn er ihr aufsagte und sich für ein paar Tage nimmer blicken liess, gerad' nur zum Schein, um der Abwechslung willen.

„Dir muss doch nicht viel an mir gelegen sein, Marie, dass Du sagst, „die Türen sind offen." Jetzt schlupf ich einmal hinaus."

Ein heisser Kuss brannte noch auf ihren Lippen und fort war er.

Sie stand nicht auf und rief ihm nicht nach. Dazu war sie stolz. Aber weh tat's ihr. Es war, als werde sie auseinandergerissen vor Schmerz.

Das war das Elend bei ihrer Liebe, dass sie seiner nie ganz sicher war. Nach den heissesten Beteuerungen konnte er plötzlich ganz kühl und gleichgültig werden, sie wochenlang nimmer kennen, bis er eines Tages wiederkehrte mit seinem alten Worte: „Es ist doch keine wie Du."

Dem Vater der Gschwendtner-Marie, der nach wie vor sein ehrsames Handwerk betrieb, gefiel diese Art Liebe nicht.

„So hätt' ich Deiner Mutter selig nicht kommen dürfen, Mariele. Aus und vorbei gewesen wär's im Handumdrehen. Die Madeln von heutzutag halten nicht genug auf sich. An' rechten Stolz wenn hättest, nachher könnt' er laufen, der Lump, der Protz, der unserem Herrgott die Tage wegstiehlt."

Bei den Vorwürfen hielt die Marie ganz still, sie konnte nicht dagegen an.

Ja, wenn sie den Tony nicht so arg viel gern gehabt hätte, aber so, sie hätte sich gerade so gut das Herz aus der Brust reissen können, als den Tony aus dem Herzen. Ihr Leben hing an ihm, ihre ganze Gedankenwelt war mit ihm verwachsen, er war darin so heimisch wie der Atem in ihrer Brust. Aus ihrem Stillschweigen aber schöpfte der Vater nur neuen Groll.

„Schau her, Mädle, Du wirst noch denken an meine Red', verlass Dich drauf!

Wer sich so ganz und gar an einen Menschen hängt, geht ein dabei. Für eine solchene Liab ist kein Platz auf derer Welt voll Wehtum und Falschheit. So treu, so ohne Frag' und Misstrauen kannst Du uns'ren Herrgott lieben — aber nicht seine Kreatur."

Der alte Seilermeister war bei seinem Geschäft, das so viel Zeit zum Sinnieren und Spintisieren lässt, ein Philosoph geworden. Er hatte auch lange genug gelebt, um den Lauf der Welt kennen zu lernen.

„Wer in den Himmel steigt, fällt aus den Wolken," pflegte er wohl auch zu sagen. Aber alle diese Weisheit war an der Marie verloren.

Sie musste sich ja selber sagen, dass der Tony kein Muster war, vom Ideal weit entfernt. Leichtsinnig war er, vergesslich, faul und lässig, so leichtsinnig, dass man sich oft ernstlich Sorgen um ihn machen durfte; aber das machte ihn ihr nur teurer. Wenn er einen Mord begangen hätte, wäre sie mit ihm ins Zuchthaus gegangen, oder hätte sich auf dem Schafott zu ihm bekannt. Von solcher Art war die Liebe der Marie! Kein logisches, vernünftiges Gefühl, das aus Gründen liebt, sondern eine Naturkraft. Etwas Unergründliches, Unausrottbares, mit dem sich rechten und philosophieren liess.

Es ist klar, dass der Tony diese Liebe nicht verdiente — aber niemand verdient eine solche Zuneigung; sie kommt zu manchem als ein Gnadengeschenk Gottes und es ist ihr Los, weder erkannt, noch gewürdigt zu werden.

Der Tony hatte einen grossen Vorteil vor der Marie, seine Lebensstellung war höher, freier und sicherer, er war gewandt, hatte viel gesehen und nahm alles auf die leichte Schulter. Wohin er kam, war er gern gesehen, im Hotel rückten die Leute an den Stammtischen zusammen, um ihm Platz zu machen, keine lustige Gesellschaft, keine Jagdpartie, kein Ruder- und Radlersport ohne ihn.

Die besten Familien zogen ihn in ihre Häuser, denn er hatte eben die Art, die gewinnt.

Seine vornehme Freunde verdachten ihm die Liebe zu der Tochter des Seilermeisters.

„Geh, blamiere dich nicht, Tony!

Du brauchst eine fesche Frau.

Kannst überall anklopfen.“

Er fand das auch. Wochen hindurch blieb er fern. In tausend Zerstreuungen vergass er sie, bis eines Tages die Abspannung kam, welche die Faulen und Vergnügungssüchtigen leichter überwältigt als die Fleissigen, Unermüdlichen. Dann wurde ihm das leere Treiben zur Last, er kümmerte sich eine Zeitlang zur Freude seines Vaters um das Geschäft und kam reuig und liebvoll wieder bei der Gschwendtner-Marie an.

„Schau her, Marie, ohne Dich kann ich nicht sein. Aus wär's und vorbei mit mir, wenn ich nicht wüsst', dass Du da bist und an mich denkst, dass Du just an Deinem alten Platzerl bist und auf mich wartest, Du, meine Liebste und Beste!“

Auch diesmal würde es so gehen, das wusste Marie, und doch schmerzte sie die Demütigung, die er ihr antat.

Zwei Tage lang war sie fest entschlossen, den Tony aufzugeben, ihn nicht wieder anzunehmen, falls er zurückkehren sollte, ja, gar nicht mehr an ihn zu denken.

Arme Marie! Als ob sie das gekonnt hätte!

So energisch und selbständig sie sonst in allem war, diese Liebe war doch noch energischer und selbständiger.

Wenn sie auch am Tag verjagt wurde, sie kam in der Nacht zurück und gab nicht zu, dass sie ihr Lebensrecht verscherzt habe.

Schon am dritten Tage nach seiner Desertion begann Marie den Tony wieder herbeizuwünschen.

Gegen die Abendstunde, so gegen fünf Uhr, wenn es schon kühler herwehte vom Donaugestad', pflegte er gewöhnlich zu kommen. Um die Zeit ergriff Marie ein Fieber. Rosen und Reseden wurden auf den Tisch im Wohnzimmer gestellt, all die Sauberkeit ringsum noch einmal erneut, das Haar frisch frisiert, ein festliches Gewand angetan.

Half aber alles nichts. Viele Menschen gingen auf anderen und besseren Wegen, wenn sie die sehnsüchtigen Stimmen hören könnten, die in verschwiegenen Herzen nach ihnen rufen.

Der Tony amüsierte sich irgendwo ganz glänzend und dachte während der Zeit mit keinem Gedanken zur Marie hin.

Er konnte ja auch nicht ahnen, wie im Leben eines Weibes, das soviel enger, soviel weniger abwechselnd und deshalb so sehr viel mehr konzentriert ist, die Sehnsucht nach dem Einen, dem sie sich ergeben, so mächtig zum Herzen strömt, dass sie fast einem körperlichen Schmerz gleichkommt.

Der Tony beurteilte eben die Marie nach sich. Solange er sie nicht entbehrte, dachte er nicht an sie, und es fiel ihm nicht bei, dass es bei ihr anders sein könnte.

Sie sprach ja auch nie mit ihm darüber, sie war ein Kind des Bajuwarevolkes und redete nicht viel von ihrer Innerlichkeit. Ganze drei Wochen liess er dieses Mal darüber hinweggehen, bis er wieder bei ihr hineinschaute.

Als vierzehn Tage über seinen letzten Abschied hingegangen waren, verzweifelte sie an seiner Wiederkehr.

So weit kam sie jedesmal, wenn er sie so lange unbeachtet liess.

Sie war dann auch einige Tage sicher, dass sie ihn dieses Mal endgültig verloren hatte, und suchte sich ihr Leben ohne ihn einzurichten.

Dass sie nie einen anderen anschauen würde, stand fest bei ihr. Der Tony war ihr Lebensinhalt und würde es bleiben, daran war nicht zu rütteln.

Sie wurde dann einsiedlerisch, wich dem Tony sorgfältig aus und bekam Klostergedanken, welche ihr der Beichtvater, der sie genau kannte, schleunigst wieder aus dem Kopf trieb.

„Mit einer so starken Menschenliebe im Herzen hat man im Kloster nichts zu suchen,“ sagte Hochwürden, „wer unserem Herrgott kein ganzes, ungeteiltes Herz darbringen kann, soll sich davon lassen. Alle Halbheit ist vom Uebel.“ Da hatte Hochwürden recht und die Marie war die letzte, die halbe Sachen liebte. So trug sie weiter am Kreuz ihrer Liebe und ergab sich darein:

„Dass du die Rose hast,

Das merkst du erst am Dorn.“

Als aber nach drei Wochen der Tony wiederkehrte, reuevoll und mit einem Paket schöner, neuer Gedichtbücher, nahm sie ihn fast mit Dankbarkeit auf und da traf sie das Rechte.

„Schau, Marie, — das gefällt mir an Dir, dass Du immer dieselbe bist. Das tut mir wohl. Die gescheiten Weiber und die Zanksüchtigen kann ich nicht leiden. Frieden, Ruh' und Freud' sind auf der ganzen Welt nirgends als bei Dir.“

Vom Heiraten aber sagte er wieder kein Wörtchen.

„Du, Marie, ich will mit dem Baron Seyfried nach Afrika auf Löwenjagd. Was sagst Du jetzt? Ganz einmal was anderes. Jetzt, wo der Vater noch am Leben ist, kann ich's leicht machen.“

Sie zitterte, aber sie suchte nicht, ihm abzureden. Jeder Widerspruch machte seine Entschlüsse fester. Aber auch ohne Widerspruch ging er und blieb ein ganzes Jahr fort. Von allen malerischen Städten, Seeküsten und Denkmälern sandte er ihr „Ansichtskarten“ — das war aber alles. Zu einem Briefe schwang er sich nicht auf.

Ueber dem geduldigen Warten bekam die Marie das Stille, fast Klösterliche, das die Eigentümlichkeit von Leuten wird, die in

Zurückgezogenheit ihre Tage verbringen.

Die Leute der Nachbarschaft fingen an ihrer zu spotten. „Die ewige Braut“ wurde sie genannt. Es focht sie nicht an, sie lebte in einem Banne.

Als der Tony wiederkam, hatte er etwas vom Weltreisenden an sich. Gebräunt war er, stattlicher als früher und noch unbekümmerter. Was die Leute in der engen Heimat sagten und dachten, war auch ihm gleich.

Die Marie hatte er keineswegs vergessen.

Er hatte ihr einen zierlichen Affen und einen grünen Papagei mitgebracht.

Lebendige Geschöpfe, die man pflegen und hätscheln konnte, waren der Marie stets willkommen — obgleich gerade diese beiden keine liebenswürdigen Seiten hatten. Der Affe lohnte alle Liebe und Zärtlichkeit mit Zähnefletschen, Beissen und Kratzen, und der Papagei kreischte zum Verzweifeln. Aber sie kamen ja von „ihm“. Das genügte der Marie.

Vom Heiraten war keine Rede. Der Tony sass aber stundenlang bei der Marie und erzählte, er liess sich gern zuhören und das verstand die Marie, wie keine sonst. Alles, das dem Tony begegnete, war ihr wie eigenes Erlebnis.

Uebrigens nahm er sie nicht mehr zärtlich in die Arme, um sie zu küssen — es war wie eine Gewohnheit, auf die man vergisst!

Aber es genügte ihr seine Gegenwart und der gute Blick seiner Augen.

Um die Zeit kam der alte Gschwendtner zum Sterben. Er hatte ein langes, schwieriges Krankenlager und die Marie pflegte ihn mit aller Treue und Liebe. Dabei wurde sie ernster und älter — das viele Nachtwachen nahm die Frische von ihren Wangen, wenn es auch nicht die Freudigkeit in ihren Augen töten konnte, welche durch die Liebe und Fürsorge, die der Tony in den schweren Tagen bezeigte, immer aufs neue geschürt und geweckt wurde.

Ja, wenn es einen von denen, die er mochte, schlecht ging — dann war der immer an Ort und Stelle.

Damals kam er täglich herein mit Blumen für die Marie, mit Stärkungsmitteln für den Kranken und vor allem mit seiner Heiterkeit und seinem guten Lachen. Der Anblick seines Gesichtes allein schon tat der Marie wohl. Es wohnte eine unverwüstliche Lebensfreude in diesen hellen Zügen, über die das Unglück und Sorge nie mit harten Schritten gegangen waren.

Deshalb fühlte er jetzt doch mit ihr. Keine Stimme war so weich und teilnehmend als die seine.

Jetzt erst wusste sie so recht, was sie an dem Tony hatte — denn zur Zeit schweren Leids lernt man die harten und die weichen Stimmen unterscheiden und die Herzen lernt man kennen. Fester und unlöslicher noch hing sie ihr Herz an ihn. Alles was glücklich, froh, lichtspendend, tröstend war, kam ihr durch ihn.

Zuweilen auch sass der Tony am Lager des alten Gschwendtner, wenn die Marie für kurze Zeit in die frische Luft gegangen war. Aber da gefiel es ihm nicht besonders, denn der Alte wollte ein festes Versprechen von ihm.

„Schenk endlich reinen Wein ein, Tony. Wann willst Du Hochzeit machen mit der Marie? Wissen möcht' ich's für gewiss, eh' ich stirb.“

Aber selbst da war kein festes Wort aus dem Tony herauszubringen.

„Ich mein', dazu kommen wir noch früh genug,“ sagte er phlegmatisch und liess sich auf nichts Weiteres ein.

Und noch am Tage vor seinem Tode sagte der alte Gschwendtner zu seiner Tochter: „Marie, mach ein End mit dem Tony. Bei all seiner Gutheit ist kein Verlass auf ihn. Schlag ihn Dir aus dem Kopf, Marie, eh's ganz gefailt ist.“

Aber es war schon „gefailt“. Sie hätte es nicht mehr gekonnt und wenn sie es mit allen Kräften ihrer Seele gewollt hätte.

Sie sah ja wohl, dass der sterbende Vater recht hatte. Aber sie hütete sich, ihm ein Versprechen zu geben. Denn Versprechen, welche die Toten mit sich in die Ewigkeit nehmen, die binden.

Beim Begräbnis des Vaters schritt der Tony als erster Leidtragender hinter dem Sarge. Alles, was zu besorgen war, nahm er der Marie ab. In seinem Schutze, bei seiner Sorgfalt kam so ein Gefühl tiefer Geborgenheit über sie. „Tony, Du bist meine Heimat.“

Er nahm sie zärtlich in die Arme.

Ein gutes Herz und ein weiches Gemüt hatte er, aber die Selbstsucht war doch stärker.

Einen Monat nach dem Tode des alten Gschwendtner schloss sich der Tony einer Reisegesellschaft an, zu einer Fahrt um die ganze Erde.

„Ich möcht' halt überall gewesen sein, Marie, das enge Leben halt' ich auf die Dauer nicht aus. Einen indischen Schal werd' ich Dir mitbringen.“

Zwei Jahre lang blieb die Marie allein mit ihrer Trauer und ihrer Angst.

Seltsam war's! Jedesmal wenn sie glaubte, den Tony ganz sicher zu besitzen, dann wendete er sich ab, lebte von ihr fort, und bewies, dass sie sehr wenig in seinen Interessen galt, sehr wenig. Der grosse Unterschied zwischen ihnen war eben der: der Tony konnte mit vielen glücklich sein. Fast jeder, der ihm über den Weg lief, unterhielt ihn, interessierte ihn, und die Marie kannte nach ech-

ter Frauenart nur einen einzigen Menschen auf Erden, um dessen willen das Leben wert war, gelebt zu werden.

Während der zwei Jahre lebte die Marie mit der alten Köchin, die seit der Mutter Jugendzeit die Arbeit versah, still und zurückgezogen in dem Häuschen. Es hatte sich herausgestellt, dass der alte Gschwendtner vermögender gewesen war, als man geglaubt hatte.

Die Marie war versorgt für ihr Lebtag. Sie beschäftigte sich damit, Haus und Garten immer so schmuck zu halten, als ob der Tony erwartet würde. Bei allem, was sie tat, überlegte sie, ob es ihm wohl gefiele, er war ihr immer gegenwärtig, auch wenn er am Mississippi jagte.

Als er dieses Mal wiederkam, war sein Vater gestorben und er musste das Geschäft übernehmen. Das verdross ihn. Finster sass er neben der Marie. „Ich hab' nun einmal kein Krämerblut in den Adern."

Da wagte sie aus eigener Initiative einen schüchternen Vorstoss.

„Willst Du nicht endlich, dass ich ganz bei Dir bin? Dann würde ich im Geschäft nach dem Rechten sehen und Du dürftest Dich um nichts kümmern!"

Aber er wehrte mit beiden Händen ab.

„Da tät' ich mir was Schönes an! Du, eine Geschäftsfrau! Mit Dir sollt' ich über Geld und Kaffee und Zucker sprechen? Dich hab' ich ja lieb, zu Dir geh' ich, wenn's mir in der Alltäglichkeit zu dumm wird. Bei Dir ist Frieden und eine gute, staubfreie Luft."

Er legte den Kopf an ihre Schulter und nahm ihre Hände fest in die seinen.

So sassen sie wohl eine Stunde in stiller Verlorenheit, eins dicht an das andere geschmiegt.

„Siehst Du," sagte er ihr leise in die Ohren hinein, „das nenne ich Glück."

Ja, das waren Augenblicke des Glücks, aber sie wurden von Marie mit wochen- und monatelanger Sehnsucht erkauft, denn immer seltener wurden die Besuche des Tony, bis sie schlisslich ganz aufhörten.

Der Tony ging jetz fleissig ins Theater und verkehrte mit „Künstlerinnen".

Er mochte wohl denken, dass er der Marie nicht mehr recht wert sei.

Es dauerte lange, ehe die Marie es sich vollständig klar machte, dass sie endgültig aufgegeben sei. In Wahrheit war dieser Verlust schlimmer für sie als der Tod.

Für sie war ja nur ein Mensch auf Erden gewesen, und nun war alles leer. Sie sagte das zu keinem, aber sie empfand es um so schärfer. Es war, als sei ihr die Seele aus dem Leibe gerissen worden und nur ein armer Automat geblieben, der seinen alltäglichen Beschäftigungen mechanisch nachging, ohne zu wissen, warum.

Es war traurig über die Massen, ihr in die klaren Augen zu sehen, in denen der Funke der Hoffnung erloschen war, nur dass es niemand empfand, wie traurig es war, denn die Marie ging so recht eigentlich keinen Menschen auf Erden näher an, weil sie sich auch um niemand gekümmert hatte.

„Wer in den Himmel steigt, fällt aus den Wolken," hatte der alte Gschwendtner gesagt, und so war es gekommen.

Und doch war sie nicht ganz unglücklich. Sie wenigstens hatte treu und ausschliesslich geliebt. Niemals waren ihre Gedanken abgeirrt. Die Liebe hatte sie stark gefunden und stark fand sie nun auch der Schmerz.

Sie trauerte so tief, dass es langsam, langsam anfing, ihre Kräfte zu verzehren. Sie merkte es nicht und klagte nicht darum.

Erst als sie so müde wurde, dass das Aufstehen morgens eine Last ward und des Niederlegen ihre beste Stunde, wurde sie gewahr, dass ihre Kräfte abnehmen. Dafür dankte sie Gott, denn es wäre ihr sehr grausam erschienen, wenn sie hätte allein und einsam altern sollen.

Es ging nicht schnell bergab mit ihr. Ein langsamer Kräfteverfall war es, sie wurde immer etwas weniger, etwas müder. Sie ging immer seltener aus. Niemand vermisste sie, niemand bemerkte, dass ihr Gesicht schmaler und dünner wurde. Es war keiner da, der sie gern gehalten hätte.

Die alte stumpfe Dienerin bemerkte auch nicht, wie es um ihre Herrin stand, und all das war der Marie eben recht.

Unbemerkt wollte sie scheiden, da sie vom eigentlichen Leben ja doch längst geschieden war.

Und wie der Gedanke an Tod und Ewigkeit ihr immer näher und deutlicher wurde, wandte sie sich plötzlich gleichsam mit einem strahlenden Lächeln von der Erde ab und Gott zu.

Aus ihrer tiefen Vereinsamung heraus fand sie den Weg nicht schwer. Sie brauchte nichts mehr in sich zu ertöten, nichts Schweres und Sündiges von sich abzutun, um zu dem zu gelangen, der ein reiner Geist ist.

Fromm war die Marie immer gewesen, aber jetzt wuchsen ihr Flügel. Sie fing an einzusehen, dass ihrem Leben viel gefehlt hatte, seit Jahren schon, sie hatte für andere nicht genug getan, all ihre Gedanken waren zu ausschliesslich in einer Richtung gegangen, und doch waren so viele Kranke, Unglückliche, Verwaiste, Trostbedürftige auf Erden, denen jeder schuldet, der frei, reich, sorglos und milden Herzens ist.

Denen sollte nun Gerechtigkeit geschehen, soweit es noch anging.

Die Marie kannte die ärmsten Leute der Vorstadt, die Aermsten, Aeltesten und Bedürftig-

sten; früher, als sie noch glücklich war, hatte sie ihre Hütten besucht und Licht und Lust gespendet, später, als Qual und Enttäuschung kamen, war sie daheim geblieben, ihr eigener Schmerz schien schwer genug.

Nun schrieb sie ihr Testament. Die alte Dienerin wurde sicher gestellt, ausserdem ging alles an die Armen.

Es war alles, was sie noch tun konnte, und demütig bat sie Gott um Verzeihung ihrer Versäumnisse wegen.

Sie bemühte sich auch einzusehen, dass ihre Liebe zum Tony eine falsche und götzendienerische gewesen sei, aber da liessen sie die Reue und Erkenntnis gleichmässig im Stich. Sie wusste genau, dass sie nicht anders gekannt hatte; diese Liebe war stärker als sie.

Sie wusste, dass viel Leid dabei gewesen war, viel Leid und einige Stunden tiefer wunschloser Glückseligkeit, innigsten Genügens in einem anderen Menschen, und als sie ihr Los überdachte, schien es ihr doch keines der bittersten und schwersten gewesen zu sein, eben um dieses langen Leides und dieser kurzen Glückseligkeit willen.

Eine Zeitlang hatte sie mit Bitterkeit und Vorwurf an den Tony gedacht. Das war jetzt längst vorbei. Sie war sich vollständig klar über seine Art, die eben von der ihren so verschieden war, wie die des Wassers von dem Feuer.

Es war gut, dass er sich nicht an sie gebunden hatte, sie wären wohl nicht glücklich geworden im engen Beieinandersein. Sie erinnerte sich jetzt oft daran, mit wie tiefer Ueberzeugung er zu ihr gesagt hatte: „Du bist doch die Einzige!“

Das würde er jetzt wieder denken, wenn er von ihrem stillen, endgültigen Abschied hörte; sie wusste es. Für ihn war es auch nicht möglich, noch einmal jemand zu finden, der ganz, mit jeder Faser ihm gehörte, ihn durchaus verstand und in steter Treue ihm alles verzieh. —

Als es anfing, ihr wirklich schlecht zu gehen, verbarg sie das sorgfältig nach aussen hin. Sie wollte den Tony nicht mehr sehen. Etwas in ihr sträubte sich mit aller Gewalt dagegen, wohl der letzte Rest jungfräulichen Stolzes.

Sie war ihm nie auch nur einen Schritt nachgelaufen, wie gross auch ihre Güte und Treue für ihn waren, entwürdigt hatte sie sich nicht. Dabei blieb sie bis zuletzt. Es war auch nicht schwer für sie, dieses einsame, verlassene Sterben. — Sie war an die grosse Stille gewöhnt und fand leicht etwas Rauhes, Abstossendes in den Stimmen der Menschen. — Der Tony hatte eine so weiche, gute, tröstende Stimme gehabt.

Keine andere Stimme auf Erden kam ihr gleich. So wollte sie auch keinen Trost und keine Hilfe von gleichgültigen Menschen, da sie ja zu genau wusste, dass nur die uns helfen und trösten können, die wir lieben und die uns lieben.

Eines Morgens, als die alte Dienerin aus der Sechsuhrmesse kam, war die Marie eingeschlafen für immer. — Mutterseelenallein, wie sie ihre letzten Lebensjahre hingebracht hatte.

Sie hatte eben ihr dreissigstes Jahr erreicht. Vor der letzten Grenze der Jugend war sie in das Land des Todes gegangen, von den Härten und Ernüchterungen des späteren Lebens noch unberührt. Das stille, bescheidene, klare und feste Gesicht lag friedlich wie das eines Kindes auf den Kissen. Sie gehörte zu denen, die gelebt und überwunden haben.

Eine Stunde, nachdem Marie gestorben, kam der Tony. Er hatte einen Haufen Blumen in aller Eile zusammengekauft, die schüttete er nun über sie hin. Er kniete an ihrem Lager, betete, weinte und küsste ihre Hände. Er hatte sich nie denken können, dass er sie eines Tages nicht mehr hier in dem kleinen Hause finden könnte, er hatte immer gedacht: „Wenn ich alt werde, geh ich wieder zur Marie.“

Nun war sie schweigend davongegangen, keinem Rufe, keiner Beteuerung mehr erreichbar.

Und wie er so niedersah auf ihre marmorne Lieblichkeit, sehnte er sich nach der entflohenen Seele, die ihm ganz zu eigen gewesen war, und sagte ihren toten Ohren noch einmal das oft gesagte Wort:

„Ja, Marie, Du warst doch die Einzige!“

Die Silberpappel

Es träumt an dem rauschenden Flusse
die stolze Pappel mit Muße
im frischen Frühlingsgewand.
Sie freut sich des Lichts in den Zweigen,
der Sterne funkelndem Reigen
beim plätschernden Wellengang.
Und wie ob des Windhauches Säuseln
die vielen Blätter sich kräuseln
in leichtem, zärtlichen Spiel.
So daß in den Fluten ein Schwanken
von silbernen Blätterranken
ihr schmuckes Bild wiedergibt.
Mit dem sie nun tändelt und lächelt,
vom Scheine des Monds umfächelt, —
und selig in sich verliebt.

Pia Reich

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter

Fortsetzung.

Das war kein gewöhnliches Kind. Seine Augen waren nicht frech, sie waren stark, und sie hatten etwas in sich, das mit eigenartiger Anziehungskraft auf den Herrn Formigao wirkte. Was es war, konnte er sich selbst nicht sagen. Er hatte schon Menschen im Leben getroffen, deren Augen so leuchteten, dass man darüber die Hässlichkeit ihrer Gesichter einfach vergessen musste. Franz war kein hässlicher Junge, im Gegenteil, man hatte Freude an seinen Gesichtszügen. Aber, auf das Gesicht schaute man nicht mehr, wenn man seine Augen sah. Die entstrahlten eine Schönheit und eine Tiefe, die einfach nichts mehr mit dem Körper gemeinsam haben.

„Es gibt noch Heilige in unserer Welt, unbekannte, aber wirklich Heilige Gottes", sagte Herr Formigao des öfteren seinen Seminaristen.

Ob Franz ihnen zugehörte, wollte er jetzt noch nicht beurteilen. Er war geschickt worden, zu prüfen, ob die Kinder Heuchler. Lügner oder Träumer seien, oder ob die Gnade des Herrn sie wirklich für ganz besondere Dinge erkoren habe.

Herr Formigao wandte sich an die kleine Jacinta:

„Kind, lass mich einmal mit dem Franz allein. Geh hinaus und spiele. Ich werde dich rufen, sobald ich mit dem Franz fertig bin".

„Darf ich einmal eine halbe Stunde mit Franz allein sein?", wandte sich der Priester darauf an Vater Manuel Pedro und Mutter Olympia.

„Ich habe nichts dagegen, Herr Pfarrer", antwortete Manuel Pedro ruhig. Er erhob sich und verliess das Zimmer, gefolgt von seinem Weib Olympia und von der kleinen Jacinta.

Herr Formigao öffnete sein Handtäschlein und entnahm ihm grosse Bogen Papier.

„Alle diese Fragen möchte ich an die Kinder stellen, Herr Markus", spach er zum Pfarrer von Fatima. „Wollen Sie hier bleiben?"

Herr Markus erhob sich:

„Ich lasse Sie lieber allein, Herr Formigao. Ich kann ja inzwischen zu den Santos hinüber gehen, damit die Luzia da ist, wenn Sie hinkommen".

Und so ging der Herr Markus denn. Er betete tief in seinem Herzen für den Franz, für die Jacinta und für die Luzia. Er betete zur heiligen Jungfrau von Fatima. Er wusste, dass die Kinder unter Marias ganz besonderem Schutze standen, und dass deshalb nichts zu befürchten sei. Er freute sich auch, dass Lissabon nun endlich doch die Sache in seine Hände genommen hatte und somit ihm, dem Pfarrer von Fatima, viel Verantwortung von den Schultern genommen war.

Unterwegs traf Herr Markus auf den Vagabunden Jose.

„Was will der Priester bei den Kindern?", fragte der Landstreicher den Pfarrer.

„Keine Angst, Jose, der macht ihnen nichts. Geh lieber in die Kirche und bete, damit alles gut ausfällt", gab Herr Markus zurück. Er ging gleich weiter.

„Herr Pfarrer", eilte Jose ihm nach, „wegen der Prügelei da im Irenentale, wissen Sie, darüber möchte ich Sie noch etwas fragen".

Herr Markus blieb stehen und schaute auf den Landstreicher, der mit gesenktem Kopf und mit im Strassenstaub scharrendem Fusse vor ihm stand.

„Was hast du denn zu fragen?", meinte er nach einigen Warten.

„Herr Pfarrer, das war schlimm. Es waren nur Weiber dort, und ich war der einzige Mann".

Jose stockte.

„Ja, und?", wollte Herr Markus wissen.

„Ich hätte die Weiber verteidigen sollen, Herr Pfarrer."

Herr Markus verstand sofort, was Jose sagen wollte. Er machte jedoch ein strenges Gesicht und sprach:

„Die Weiber haben sich auch ohne dich durchgeschlagen, Jose. Du nimmst mir an keiner Schlägerei mehr teil."

„Wenn man aber angegriffen wird, Herr Pfarrer?"

Herr Markus knurrte etwas ungeduldig. Auf keinen Fall wollte er dem Jose ein ja geben. Jose hatte, so fürchtete der Herr Markus, ein zu weites Gewissen. Er konnte sich des Pfarrers Wort womöglich nach eigenem Masstab deuten und sich prügeln, wo keine Prügelei notwendig ist. Auch war es sehr geraten, mit den Ouremer Leuten etwas vorsichtiger zu sein. Es konnte noch zum Blutvergiessen kommen. So etwas muss unter allen Umständen verhütet werden.

„Es darf mir keine Schlägerei mehr geben, Jose, merke dir das", sprach Herr Markus darum kurz und ging.

Bei den Santos traf er Mutter Maria Rosa an.

„Wo ist denn der Vater?", fragte er die Mutter Luzias.

„Das weiss ich nicht, Herr Pfarrer. Wie soll ich es auch wissen? Ich habe meine Arbeit zu tun und kann nicht jeden Tag in der Stadt herumlaufen um nachzufragen, wo der Antonio wieder einmal steckt."

Herr Markus schaute prüfend auf die Frau. Sie schien heute nicht sehr gut gelaunt zu sein.

„Ist die Luzia zu Hause?", fragte er wieder.

„Die Luzia ging mit ein paar Mädchen ins Irenental", gab Maria Rosa zurück.

„Könnt Ihr wohl jemanden hinausschicken das Kind zu holen? Der hochwürdige Herr Doktor Formigao ist hier. Der Generalvikar von Lissabon hat ihn zu uns geschickt. Er soll die Kinder prüfen."

„Grosser Himmel!", jammerte Mutter Maria Rosa da auf, „auch das noch. Nun kümmert sich schon der Kardinal-Erzbischof um uns. Exkommunizieren wird man uns noch. Was mache ich nur mit dem Kinde? Was mache ich, wenn sie nun auch den hochwürdigen Doktor belügen wird? O, ist das ein Jammer."

Klagend und jammernd hatte Maria Rosa sich auf einen Stuhl niedergelassen.

Herr Markus schüttelte den Kopf:

„So dürft Ihr nicht reden, Maria Rosa. Der Herr Formigao war am 13. September hier. Er hat mit eigenen Augen gesehen, was im Irenental geschah. Er ist wiedergekommen, weil die erzbischöfliche Kanzlei ganz genauen Bericht über die Erscheinungen und über die Kinder haben will. Die Luzia lügt nicht, Mutter. Lasst nur den hochwürdigen Herrn Formigao fragen, er wird Euch schon sagen, dass die Luzia die Wahrheit spricht.

„Wenn der hochwürdige Herr Formigao am 13. September hier war und das Licht im Irenental gesehen hat, dann sollte er doch glauben. Dann brauchte er die Kinder doch nicht mehr auszufragen. Warum kommt er aber doch? Weil er nicht glaubt, Herr Pfarrer."

„Ward Ihr am 13. im Irenental?", fragte Herr Markus.

„Ja, ich war dort", gab Mutter Maria Rosa zurück.

„Habt Ihr das Licht gesehen?"

„Ja, ich habe es gesehen. Es kann aber doch Täuschung gewesen sein, Herr Pfarrer. Vielleicht war es nur die Sonne."

„Habt Ihr wirklich gedacht, es könne vielleicht nur die Sonne sein, als Ihr das Licht saht?", fragte Herr Markus weiter.

Mutter Maria stockte überlegend.

„Damals kann ich mich selbst betrogen haben, Herr Pfarrer. Jetzt, nachdem alles vorbei ist, sieht es mir ganz anders aus. Ich kann einfach nicht glauben, dass das Licht von Gott und von der heiligen Maria war. Ich kann es nicht glauben. Und Sie wissen, was die Leute reden. Soll ich einfach schweigen? Ein grosses Unglück wird am 13. Oktober kommen, das werden Sie sehen, Herr Pfarrer, ein grosses Unglück. Die Gotteshasser wollen eine Bombe ins Irenental legen. Und wer ist Schuld daran? Die Luzia, der Franz und die Jacinta. Und ich, die Mutter, bin mit Schuld daran, wenn ich mein Kind nicht vor dem Lügen warne."

Herr Markus wusste nicht, was er weiter sagen solle. Die Maria Rosa war viel zu erregt, um mit ihr zu reden. Der soll die heilige Gottesmutter selbst den Beweis geben, dass Luzia die Wahrheit sagt.

So dachte sich Herr Markus. Und doch war er unruhig dabei. Der 13. Oktober, wenn da nur nichts fehl geht. Den Kindern traute der Herr Markus bis zum Letzten. Maria wird kommen, wenn sie zu kommen versprochen hat. Da fehlt es also auch an nichts.

Woran aber fehlt es noch? Warum dann doch diese Unruhe und diese Sorge des 13. Oktobers wegen?

„Es ist halt nicht leicht zu begreifen", dachte der Pfarrer bei sich, und laut sagte er zur Maria Rosa:

„Lassen wir die Sachen in Gottes Händen, Mutter. Herr Formigao wird kommen und mit der Luzia reden. Er ist ein sehr kluger Mann, der wird schon merken, ob Luzia lügt oder nicht. Geht an Eure Arbeit und lasst Euch nicht stören. Ich bleibe hier sitzen, bis der Herr Formigao kommt. Schickt aber jemanden, der die Luzia holt."

Herr Markus wartete über zwei Stunden auf den Herrn Formigao. Luzia war schon längst zu

Hause. Der angesagte Besuch des Doktors Formigao erregte sie nicht. Still wie immer setzte sie sich auf die Küchenbank und wartete.

Als Herr Formigao kam, verabschiedete Herr Markus sich. Herr Formigao hatte ihm versprochen, zum Abendessen im Pfarhause zu sein.

Und er kam auch, kurz vor dem Abendessen.

„Ich kann keinen einzigen Widerspruch in den Aussagen der Kinder finden", berichtete er. „Habe auch mit den Eltern und mit einigen Leuten in der Stadt gesprochen. Die erzbischöfliche Kanzlei möchte nämlich wissen, was die Leute von Fatima von den Familien Marto und Santos denken. Werde mir meine Fragebogen noch einmal durchschauen und sie dann der Kanzlei zuschicken."

„Lügen die Kinder?", fragte Herr Markus da.

„Nein, das ist unmöglich. Diese Kinder sind keine Lügner. Ich habe sie einzelnd ausgefragt, jedem dieselben Fragen gestellt. Habe sogar gefragt, ob die Erscheinung Ohrringe trage oder nicht. Auf derartige Fragen können die Kinder unmöglich vorbereitet gewesen sein. Sie sagen alle ganz genau dasselbe aus."

„Und was denken Sie nun?", wollte Herr Markus wissen.

„Ich kann noch nichts denken, Herr Pfarrer", gab Herr Formigao zurück. „Ich bin hergeschickt worden, die Sache zu prüfen. Ich muss vollständig uneingenommen sein."

„Und das ist nicht so leicht", fügte er noch nachdenklich hinzu.

„Das ist recht, das ist nicht leicht", erwiderte Herr Markus. Er lehnte sich von seinem Stuhle dem Herrn Formigao zu:

„Wissen Sie, man muss jetzt schwerer arbeiten um Beweise gegen die Wirklichkeit der Erscheinungen aufzubringen, als man sich zu mühen hat, Maria im Irenental zu beweisen."

Formigao schaute überrascht auf den Pfarrer von Fatima:

„So habe ich noch garnicht daran gedacht. Weiss der Himmel, Sie scheinen fast recht zu haben."

„Fast recht?", eiferte Herr Markus, „schauen Sie, ich tue garnichts, rein garnichts. Ich glaube, ja, ich bin überzeugt, dass die Gottesmutter uns begnadet, und weiter mache ich keinen Finger krumm. Ich lasse den Himmel die notwendigen Beweise bringen. Und die kommen am 13. Oktober. Sie dagegen haben da eine Arbeit aufgeladen bekommen, die ich nicht haben wollte."

„Man muss ganz sicher sein, Herr Pfarrer, ganz sicher", entgegnete Herr Formigao darauf.

Ein paar Tage später erhielt Herr Markus einen Brief aus Lissabon. Der Generalvikar teilte dem Pfarrer von Fatima darin mit, dass er es nicht für ratsam halte, gerade jetzt über den Herrn Manuel Sascao etwas in den katholischen Zeitungen zu veröffentlichen. Im Gegenteil, man solle versuchen, die ganze unglückliche Angelegenheit tot zu schweigen. Die Leute reden bereits zu viel über diesen Priester. Herr Manuel sei bei den Schwestern der heiligen Dorothea. Da er sich weigere nach Lissabon zu kommen, habe man ihn suspendiert. Er dürfe vorläufig weder die heilige Messe zelebrieren noch irgend eines der heiligen Sakramente erteilen. Diese Strafe sei jedoch nicht entgültig. Man habe dem unglückseligen Priester noch einen weiteren Monat Zeit gegeben, sich in Lissabon zu stellen. Erscheine er dort nicht vor dem 20. Oktober, müsse man alle Strenge anwenden.

Herr Markus wischte sich über die Stirn, als er das las.

Ob es wohl angeraten sei, den Herrn Manuel noch einmal zu besuchen? Ihm doch einmal ins Gewissen zu reden suchen?

Unruhig wandelte Herr Markus in seinem Zimmer auf und ab. Da wurde Besuch gemeldet.

Herr Markus schaute auf und sah den grossen Pater Pocas vor sich stehen, den Prior des Klosters von Porto de Mos.

Prior Pocas war ein mächtiger Mann, gross an Gestalt, laut und kräftig an Stimme, und sehr gelehrt.

„Ich bin wohl nicht der erste Priester, den die sogenannten Erscheinungen hier her bringen", begrüsste der Mönch den Pfarrer von Fatima.

„Nein, das sind Sie wirklich nicht", entgegnete Herr Markus.

Er rückte einen Stuhl herbei und lud seinen Gast ein, sich zu setzen.

„Ich möchte einmal mit den Kindern reden, Herr Markus", sprach Prior Pocas, „Sie haben doch nichts dagegen? Ganz Portugal ist erregt. Alles wartet nun auf das grosse Wunder des 13. Oktobers. Sie verstehen wohl was man tun wird, wenn am 13. Oktober nichts geschieht?"

„Das verstehe ich voll und ganz, Herr Prior", meinte Herr Markus. „Sie können die Kinder sprechen. Ich führe Sie hinüber, falls es Ihnen angenehm ist. Tun Sie mir aber bitte einen Gefallen: Kommen Sie zu mir zurück, wenn Sie fertig sind, und sagen Sie mir, was Sie von den Kleinen denken."

Prior Pocas erhob sich:

„Das verspreche ich Ihnen. Könnten wir wohl sofort gehen?"

Herr Markus nahm Hut und Stock und begleitete den Prior zum Haus des Manuel Pedro. Darauf ging er wieder zurück.

Prior Pocas nahm sich inzwischen die Kinder vor. Er fragte sie einzelnd und er fragte sie zusammen aus. Nach einer Stunde rief er mit hochrotem Gesicht die Eltern des Franz und der Jacinta ins Zimmer.

Als alle beisammen waren, stellte er sich gross

vor Jacinta auf und sprach mit donnernder Stimme:

„Hör einmal, Mädel, das hört jetzt aber auf. Deine Lügen sind zu dick. Du wirst jetzt sofort sagen, dass alles Lüge und Zauberei ist. Wenn du es nicht sofort sagst, werde ich es den Leuten sagen. Und die Leute glauben mir viel mehr als dir. Du wirst deine Strafe schon bekommen."

Da stellte Manuel Pedro sich vor sein Kind:

„Sie können mit der Jacinta und mit dem Franz so viel reden als Sie nur wollen. Sie werden mir meine Kinder aber nicht erschrecken. Falls Sie noch etwas zu fragen haben, fragen Sie mich!"

Prior Pocas liess sich jedoch nicht einschüchtern. Gewaltig die Augenbrauen runzelnd, schaute er lange auf Manuel Pedro. Dann drohte er:

„Wenn Ihr mit Euren Kindern unter einer Decke steckt, soll es Euch schlecht gehen. Und ich weiss heute schon, dass es Euch schlecht gehen wird."

Er kehrte sich um und verliess mit lautem Türzuschlagen das Haus.

Draussen fragte er nach Luzias Haus. Ein Bube führte in dorthin. Auch die Luzia nahm Prior Pocas über eine Stunde lang vor, und auch dieses Verhör endete mit lautem Drohen. Mutter Maria Rosa war weiss wie die Wand, als sie des Priors mächtige Worte hörte:

„Du Lügnerin, hast du denn keine Angst, dass Gott dich strafen wird? Dich und deine unschuldigen Eltern?"

„Gott wird mich nicht strafen", gab Luzia darauf zurück. Er straft nur dann, wenn man lügt. Ich lüge aber nicht. Die schöne Frau war wirklich da, und sie wird am 13. wiederkommen."

Da sprang Mutter Maria Rosa auf ihr Kind zu, schüttelte es wild und schrie: „Jetzt sagst du sofort die Wahrheit. Willst du uns alle ins Gefängnis bringen?"

„Mutter", weinte Luzia auf, „ich sage doch die Wahrheit."

Maria Rosa stiess das Kind von sich.

„Herr Pater, helfen Sie. Telegrafieren Sie an den Kardinal, dass Luzia eingestanden habe. Sie wird heute noch ihre Lügen eingestehen, das verspreche ich Ihnen. Helfen Sie uns, Herr Pater."

Pater Pocas schaute sinnend auf das Kind.

„Tut nichts. Ihr könnt doch nichts erzwingen", sagte er kurz und ging.

Auf seinem Wege zurück ins Pfarrhaus blieb er verwundert stehen. Er sah die kleine Jacinta ruhig, als wenn nichts geschehen wäre, auf der Steintreppe eines der Familienhäuser sitzen. Sie kämmte einem anderen kleinen Mädchen das Haar.

Prior Pocas trat an die Kinder heran.

„Hast du denn keine Angst?", fragte er die aufschauende Jacinta.

Fragend blickte das Mädchen auf den grossen Prior.

„Siehst du, jetzt ist alles rausgekommen", sprach der Priester, „die Luzia hat mir die Wahrheit gesagt. Ihr habt alles erlogen, und nun werdet ihr bestraft werden."

„Das hat die Luzia nicht gesagt, die Luzia lügt nicht", gab Jacinta zurück, langsam mit dem Kamm durch das Haar ihrer kleinen Freundin fahrend.

„Sie hat es doch gesagt", bestand Herr Pocas, „ich bin doch kein Lügner?"

Jacinta erhob sich. Sie wusste im ersten Augenblicke nicht, was sie sagen sollte. Man merkte, dass sie mit sich kämpfte. Dann schaute sie dem Priester hell ins Gesicht:

„Priester lügen nicht. Ihr macht nur Spass. Die Luzia hat das nicht gesagt. Die Luzia lügt auch nicht."

Prior Pocas versuchte es noch einmal, dann gab er den Kampf mit dem Kinde auf. Als er weitergehen wollte, sah er den Manuel Pedro neben sich stehen.

„Ihr könnt mich zum Pfarrhaus begleiten", redete er den Vater der Jacinta an. Manuel Pedro nickte kurz und schritt neben den Prior her.

„Ihr habt Eure Rolle sehr gut gespielt", meinte Prior Pocas unterwegs.

„Was meinen Sie damit?", wollte Manuel Pedro wissen.

„Ihr habt Eure Kinder verteidigt, um sie nicht zu erschrecken."

„Ich habe meine Kinder verteidigt, weil ich weiss, dass sie nicht lügen", antwortete Manuel Pedro darauf.

„Glaubt Ihr denn wirklich, dass die Kinder die heilige Gottesmutter sehen?"

„Ich glaube meinen Kindern", gab Manuel Pedro darauf zurück.

Prior Pocas schaute von der Seite auf den neben ihm schreitenden Manuel Pedro. Er sagte und er fragte nichts mehr. Vor dem Pfarrhause bedankte er sich kurz für die Begleitung und schritt in den Pfarrgarten.

Dort wandelte Herr Markus brevierbetend auf und ab.

Prior Pocas setzte sich auf einen Gartenstuhl.

„Nun haben wir fast Oktober, und es immer noch so warm. Und so trocken ist es dieses Jahr. Wo nur die Herbstregen geblieben sind?"

Herr Markus hatte nicht viel Lust, über das Wetter zu reden. Gespannt schaute er auf den Prior:

„Wie ist es Ihnen ergangen", fragte er, indem er sich ebenfalls setzte.

„Wie es mir ergangen ist? Die Kinder lassen sich einfach nicht fassen. Sie sind entweder voll und ganz vom Teufel besessen, oder wir haben hier etwas vor uns, Herr Pfarrer, das mir fast das Zittern bringt."

„Die Nähe Gottes erfüllt mit Zittern“, meinte Herr Markus darauf still. Er hatte garnicht im Sinne gehabt, das zu sagen. Es kam ihm fast ohne seines Wissens so über die Lipen.

Der Prior schaute forschend auf den Pfarrer.

„Sie glauben wohl sehr leicht?“, fragte er.

Herr Markus räusperte sich laut, seine Augenbrauen schoben sich zusammen.

„Leichtgläubig bin ich nicht, Herr Prior, auch nicht schnellgläubig. Ich habe die ganze Sache persönlich mitmachen müssen, habe die Kinder während der letzten Monate fast jeden Tag gesprochen. Und ich war Zeuge der Geschehnisse am 13. September. Ich war schon lange vorher davon überzeugt, dass die Kinder weder lügen noch phantasieren. Mir ist die Sache heute ganz klar: Die heilige Jungfrau war da, und sie wird wiederkommen.“

„Mir ist die Sache noch nicht so klar“, gab der Prior darauf sinnend zurück. „Ich war mit Absicht sehr grob mit den Kindern gewesen. Sie haben sich jedoch nicht einschüchtern lassen. Sie haben sich nicht widersprochen. Das gibt mir zu denken. Ich werde mir die Sache zu Hause gut durch den Kopf gehen lassen. Und am 13. Oktober komme ich her.“

Spät desselben Tages, als der Prior schon längst Fatima verlassen hatte, klopfte Jose aufgeregt an die Tür des Pfarrhauses:

„Herr Pfarrer, der Herr Manuel ist da. Er ist mit zwei fremden Männern im Irenental.“

Herr Markus fuhr erregt auf:

„Bist du sicher, dass es der Herr Manuel ist?“, rief er.

„Kommen Sie, Herr Pfarrer, schnell. Die Kerle haben bestimmt wieder etwas Schlechtes im Sinn.“

„Der Herr Manuel tut nichts Schlechtes, Jose, er ist Priester“, mahnte Herr Markus, sich seinen Rock anziehend. Er nahm noch schnell seinen Stock und eilte mit Jose dem Irenentale zu.

Herr Manuel war aber nicht mehr da. Ein paar Fatimabauern, die beim Eichbäumchen standen, erzählten dem Pfarrer, Herr Manuel habe sich zehn Minuten im Irenentale aufgehalten. Die zwei Männer, die mit ihm waren, habe man nicht gekannt. Es seien wohl nur der Fuhrmann des Herrn Manuels und des Fuhrmanns Begleiter gewesen. Die Männer waren Bauern, und Herr Manuel habe garnicht mit ihnen gesprochen, nicht einmal neben ihnen gestanden.

„Mit der Nachtwache wird es schlimmer“, sprach einer der Bauern.

„Was?“, fragte Herr Markus, dessen Gedanken ganz beim Herrn Manuel waren.

„Früher waren immer wenigstens fünf oder sechs Männer die ganze Nacht hier“, sprach der Bauer wieder. Viele wollen garnicht mehr kommen. Sie sagen, es sei vielleicht doch alles Schwindel.“

Herr Markus kniete nieder. Er zog seinen Rosenkranz hervor und betete. Die Männer entblössten ihre Häupter. Dann knieten auch sie nieder und beteten mit.

Herr Markus betete wohl eine Viertelstunde lang. Als er sich von seinen Knien erhob, sagte er:

„Erfüllet eure Pflicht, Männer, und werdet nicht irre. Es gehen viele Gerüchte in Fatima herum. Aber denket dran: Ihr überwachet hier einen Ort, an dem tausende von Menschen die heilige Gottesmutter geehrt haben. Die Gotteshasser wollen diesen Ort zerstören. Es ist eure Aufgabe, unsere Religion nicht schänden lassen.“

„Herr Pfarrer“, sprach darauf ein anderer der Bauern, „das ist wahr, was Sie gesagt haben. So oder so, Erscheinungen oder nicht, die Gotteshasser wollen uns gegen unseren katholischen Glauben. Und den werden wir hier beschützen. Ich werde jede Nacht wachen, darauf können Sie sich verlassen.“

Herr Markus ging nachdenkend nach Hause zurück.

Was wollte der Herr Manuel hier in Fatima?

Jose sass zur selben Zeit unter einem Oelbaume, unweit des Irenentales. Er wollte etwas schlafen. Im Irenentale zu schlafen hätte er sich als Sünde angerechnet. Darum ging er immer etwas abseits, wenn er zu ruhen suchte.

Das Schlafen wollte heute aber irgendwie nicht kommen. Wohl war Jose müde, so sehr er sich aber auch abmühte, der Schlaf war einfach nicht da. Er erhob sich und ging zum Irenental zurück. Dort sagte ihm einer der Männer, er sei gerade von Fatima gekommen und habe unterwegs den Herrn Markus getroffen. Herr Markus lasse sagen, Jose solle sofort zu ihm ins Pfarrhaus kommen.

Jose machte sich schleunigst auf den Weg.

Das hatte Herr Markus schon lange nicht mehr getan. Er hatte lange keinen Dienst mehr vom Jo se verlangt. Und das hatte dem Landstreicher heimlich weh getan. Jeder durfte böse aut ihn sein, nur nicht der Herr Markus oder eines der drei Kinder.

Eifrig wandelte Jose durch die Nacht.

Als er in Fatima vor seinem Pfarrer stand, sagte Herr Markus zu ihm:

„Jose, du gehst gleich morgen nach Ourem und erkundigst dich, ob der Herr Manuel dort gewesen ist.“

„Ich gehe gleich, heute Nacht noch“, ereiferte Jose sich mit leuchtenden Augen.

„Nein nein, heute Nacht ist es schon zu spät. Geh’ morgen früh.“

Fortsetzung folgt.

STUDENT BURSE

Alles wächst, alles macht Fortschritte, und an der Spitze aller Entwicklung marschiert der Hass. Wer wird ihn aufhalten können? Es gibt nur eine einzige Macht, die den immer bedrohlicher werdenden Hass der Menschen und Völker brechen kann, und das ist die Liebe Gottes. Wir brauchen Prediger der Liebe und des Friedens. Wir brauchen Männer, deren geweihte Hände den Völkern das Brot der Liebe selbst — das Brot der heiligen Eucharistie — reichen.

Die Oblatenmissionare wirken und werken in diesem Sinne in aller Welt. Von überall ruft man uns aber zu: Sendet uns mehr Patres! Sendet uns Missionare! Unsere Student Burse hat es sich zur Aufgabe gemacht, genügend Geld zu sammeln. um einen armen Priesterstudenten zum Priestertum zu führen. Wer hilft uns, die notwendigen $6,000.00 zu sammeln, mit denen wir eine ewige Freistelle in unserem Priesterseminar eröffnen könnten? Senden Sie Ihre freundliche Gabe an den Schriftleiter.

Bis jetzt gesammelt:	$4,202.62
Heinrich Ollenberger, Grosswerder,	15.00
Eva Rudel, Macklin,	10.00
Ein Freund, Compeer,	15.00
	$4,242.62

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.



Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn!

Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.

